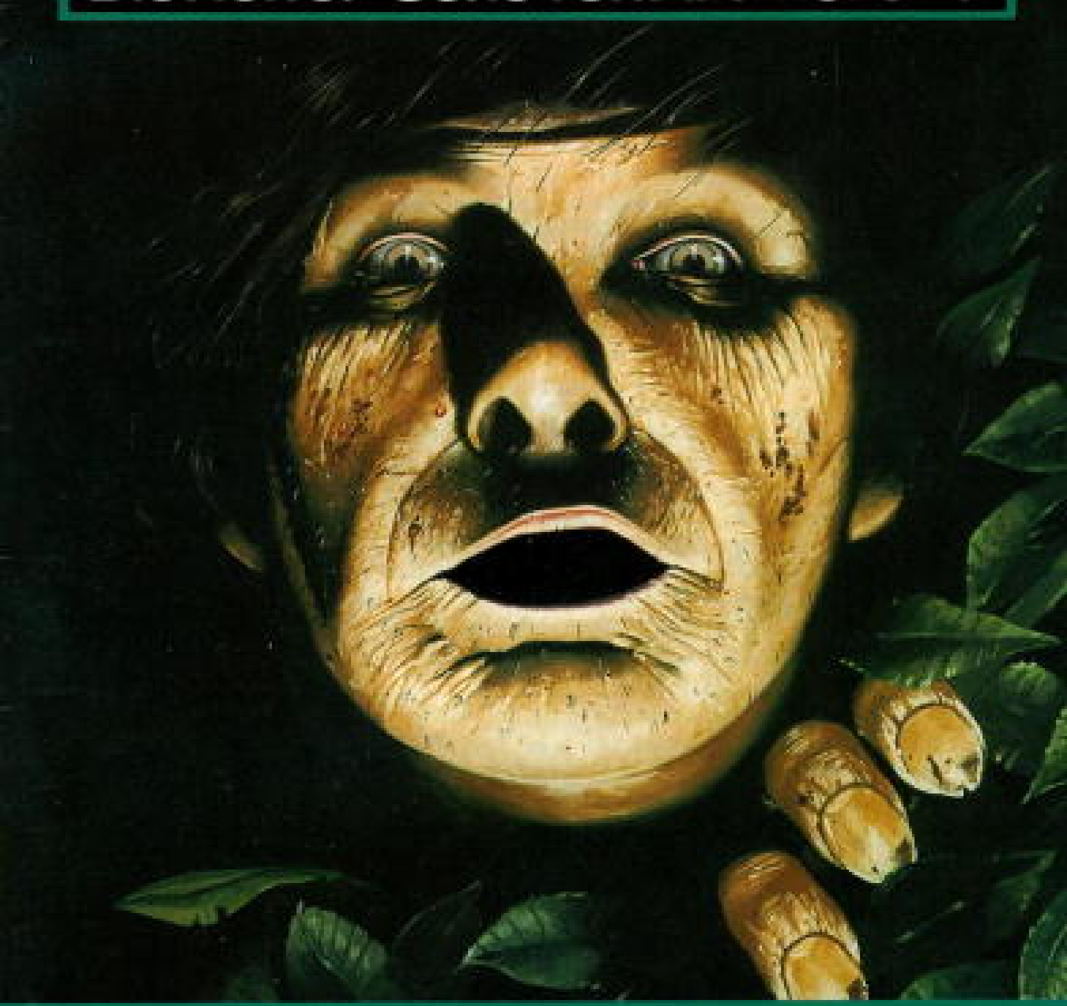
1,70 DM / Band 73
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

Neuer Roman

BASTEI

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Der Killer, der nicht sterben konnte



Der Killer, der nicht sterben konnte

Tony Ballard Nr. 73

von A.F.Morland

erschienen am 05.07.1985

Der Killer, der nicht sterben konnte

Er war ein durch und durch schlechter Mensch gewesen. Ein Räuber, ein Mörder: Salvo Randone.

Die Polizei hatte ihn verbissen gesucht, und mehrmals hatte es so ausgesehen, als hätte sie ihn endlich in die Enge getrieben, aber er fand jedesmal eine Möglichkeit, zu entwischen.

Bald munkelte man, Randone müsse mit dem Teufel im Bunde sein, und vielleicht hatte er tatsächlich so etwas wie einen schwarzen Schutzengel.

Doch eines Tages verließ ihn sein Glück. Salvo Randone fand den Tod.

Aber seine Taten hatten auf die Hölle Eindruck gemacht, und deshalb schickte Asmodis Magaska los, um ihn wiederzuerwecken.

Und Magaska machte sich sofort auf den Weg.

Magaska, die grausame Feuerhexe!

Geboren war Randone auf Sizilien. Das Dorf, in dem er aufgewachsen war, war heute noch so klein, daß man es nur auf wenigen Landkarten fand, und selbst da konnte man es noch mit Fliegendreck verwechseln.

Dennoch hatte selbst in diesem Nest die Mafia Einzug gehalten, und so war es eigentlich selbstverständlich gewesen, daß Salvo Randone ein Mitglied dieser »Ehrenwerten Gesellschaft« wurde, denn Kerle wie ihn konnte man gebrauchen.

Er war kaltschnäuzig und skrupellos. Das Wort »Gewissen« gab es in seinem Vokabular nicht, und er wußte mit vielen Waffen sehr gut umzugehen.

Er lernte schnell und er wußte, wie man einen Menschen vom Leben zum Tod beförderte. Er machte es heimlich und leise, wenn es gewünscht wurde, oder er setzte in aller Öffentlichkeit einen Paukenschlag - mit der Lupara, mit der MPi, mit Dynamit. Ganz nach Belieben.

Die Cosa Nostra schickte ihn viel auf Reisen. Er »säuberte« in Neapel, Rom und Marseille. Aber auch in Amerika bekam er Arbeit und verdiente nicht schlecht dabei.

Dennoch war er mit seinem Leben nicht zufrieden, denn er wollte frei sein. Zugegeben, er war in kein enges Konzept gepreßt. Zumeist ließen ihm seine Auftraggeber sehr viel Freiheit, aber sie hatten Entscheidungen getroffen, an die er sich halten mußte. Er bekam von ihnen Befehle, und das ging ihm auf die Dauer gegen den Strich.

Hinzu kam, daß sein Name ganz oben auf der Liste von Interpol stand, und mehrmals hatte er sich seinen Fluchtweg schon freischießen müssen.

Nein, er wollte nicht mehr für die Mafia arbeiten und er ließ die betreffenden Männer das auch wissen. Er hatte keine Angst vor ihnen.

Sie machten in seinem Fall eine Ausnahme. Jedem andern, der die Absicht gehabt hätte, auszusteigen, hätten sie einen Holzpyjama - einen Sarg - verpassen lassen, doch Salvo Randone war etwas Besonderes und bekam von ihnen deshalb auch besondere Rechte eingeräumt.

Sie wünschten ihm Glück und ließen ihn gehen.

Und er ging nach Afrika. Zuerst trieb er sich an der Goldküste herum, doch dann wechselte er nach Ostafrika hinüber und fand in Kenia ein neues Betätigungsfeld.

Er tat sich mit zwei farbigen Verbrechern zusammen, plünderte Hotelzimmer aus und überfiel Fotosafaris. Eine richtige Plage wurde das teuflische Trio, das Salvo Randone anführte.

Wer ihnen nicht freiwillig alles gab, was er bei sich hatte, den schoß Randone eiskalt nieder.

Das »Geschäft« blühte und die Regierung beschloß, etwas dagegen zu unternehmen. Abe Kenia ist ein großes Land mit Dschungeln,

Sümpfen, Steppen und riesigen Vulkankratern. Es bot Randone zu viele Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Man hätte ihn wohl nie gefaßt und er hätte heute noch leben können, wenn er sich nicht mit seinen Komplizen überworfen hätte. Es hatte einen heftigen Streit gegeben. Wegen Geld natürlich, denn Salvo Randone hatte seinen Anteil selbstherrlich erhöht. Er drittelte die Beute nicht mehr, sondern gab seinen Komplizen nur noch je ein Viertel, obwohl sie genausoviel geleistet hatten wie er. Das sahen sie nicht ein und wollten es auch nicht akzeptieren.

Grinsend hatte er sie gefragt: »Was wollt ihr dagegen machen?«

Er hatte geglaubt, sie würden so viel Angst vor ihm haben, daß sie es nicht wagten, zur Waffe zu greifen, aber er hatte sich zum erstenmal in seinem Leben geirrt, die Gegner unterschätzt und sich übernommen.

Sie griffen zu den Waffen.

Es gelang Randone, einen Komplizen zu töten, aber der zweite Mann erschoß ihn und verscharrte ihn wie einen herrenlosen Hund zwischen Thika und Fort Hall, etwa 50 Kilometer nordöstlich von Nairobi.

Salvo Randone hatte ein unrühmliches Ende gefunden. Ein Ende, das der Hölle nicht gefiel. Asmodis hatte entschieden, Randone solle sein verbrecherisches Treiben fortsetzen, als schwarzes Wesen von nun an.

Im Auftrag der Hölle!

Ausgestattet mit magischen Kräften und gefährlicher und grausamer als je zuvor.

Der Neger, der Randone getötet hatte, lebte nicht mehr. Eine mysteriöse Krankheit hatte ihn dahingerafft. Die Ärzte konnten ihm nicht helfen. Er starb unter unsäglichen Qualen und niemand wußte, daß ihm der Höllenfürst die Krankheit geschickt hatte.

Erst als der Tod die Hand nach dem Mann ausstreckte, ließ ihn Asmodis wissen: »Das ist die Rache! Du hast einen wertvollen Menschen getötet! Dafür mußt du nun bezahlen! Und nachdem du eingegangen bist in die ewige Verdammnis, wird Salvo Randone zurückkehren und wieder leben!«

Der Tod ist für die bösen Mächte nichts Endgültiges. Es gibt Tricks und viele Möglichkeiten, ihn zu umgehen. Sie alle waren Asmodis bekannt.

In einer sternenklaren Nacht manifestierte sich das Böse dort, wo Salvo Randone begraben war - am Thika-Fluß im Schutz hoher Papyrusstauden.

Zuerst flimmerte nur die schwarze Nachtluft, dann war ein transparenter Körper zu sehen, der sich allmählich verfestigte.

Und dann war Magaska da!

Sie war ein Ausbund an Häßlichkeit, hatte graues, strähniges Haar und ein abstoßend widerliches Gesicht, das von schwarzen Runzeln

übersät war.
Klapperdürr war sie, und in ihren knotigen Fingern hielt sie einen schwarzen Stab. Es handelte sich um eine starke, gefährliche magische Waffe, derer sich Magaska hervorragend zu bedienen wußte.
Wie mit einem Griffel schrieb sie magische Zeichenkombinationen - die sich gegenseitig stützten und verstärkten - in die Luft. Die Zeichen blieben nicht unsichtbar, sondern begannen weiß zu leuchten.
Kehlige Laute drangen aus dem Mund der Teufelsbraut. Rabenschwarz war ihre Kleidung, abgewetzt, zerrissen, schäbig. Die Zeichen bekamen durch das, was Magaska sagte, Gewicht. Sie wurden schwer, vermochten nicht mehr wie gasgefüllte Körper zu schweben, sondern sanken langsam zu Boden.
Der schwarze Stab fing mit einemmal an, wie eine Wunderkerze Funken zu sprühen, und dann stachen plötzlich Flammen in das lockere Erdreich, unter dem der Tote lag.
Magaska hatte eine Ausstrahlung, die die Tiere in den leise raschelnden Papyrusstauden erschreckte und fliehen ließ. Sie war eine Feindin allen irdischen Lebens. Glück und Zufriedenheit waren ihr verhaßt, und sie betrachtete sich als die Todfeindin derer, die sich bemühten, in ihrem Leben nur Gutes zu tun.
Ihrer Ansicht nach gab es viel zu wenig Menschen wie Salvo Randone, aber das ließ sich ändern.
Die Kraft, die von ihr ausging, durchdrang den Toten. Jede Muskelfaser wurde davon erfaßt. Neues, fremdes Leben durchströmte den starren Körper unter der Erde. Es würde ihn zäh und widerstandsfähig machen. Vorbei würden die Zeiten sein, in denen man Salvo Randone mit einer gewöhnlichen Kugel töten konnte. Diese andere Kraft, die ihn mehr und mehr belebte, würde mit herkömmlichen Waffen nicht zu besiegen sein.
»Salvo!« sagte die Feuerhexe mit rauher Stimme. »Salvo Randone! Höre mich! Du hast die schwarze Kraft empfangen, und Magie läßt dein Herz wieder schlagen. Komm, erhebe dich! Die Zeit des Todes ist zu Ende! Nimm Asmodis' großes Geschenk an und nutze es in seinem Sinn!«
Es hatte den Anschein, als wären ihre Worte ungehört geblieben. Nichts geschah. Eine unnatürliche Stille herrschte. Aber Magaska konnte sich auf ihre starke Magie verlassen, und das wußte sie auch.
Sie war davon überzeugt, daß ihr Tun seine Wirkung hatte, und sie wartete geduldig auf die ersten Anzeichen schwarzen Lebens. In wenigen Augenblicken würde es soweit sein.
Salvo Randone konnte hier nicht liegenbleiben. Er war durch die Kraft der Hölle, die ihn geweckt hatte, gezwungen, sich zu erheben.
Sprünge im lockeren Erdreich… Tiefe schwarze Risse… Und dann sah es auf einmal so aus, als würde ein Maulwurf mit großem Eifer

einen Hügel schaffen.
Daneben arbeitete ein zweiter »Maulwurf«!
Es waren Randones Hände, die sich nach oben wühlten, die die Erde aufkratzten und hochdrückten. Der Tote hatte angefangen, sich aus seinem irdischen Grab zu befreien.
Ein zufriedenes Lächeln lag auf dem häßlichen Gesicht der Hexe.
Sie ließ ihm die Zeit, die er brauchte, drängte ihn nicht. Die aufgewühlten Hügel brachen auf und Randones Hände kamen zum Vorschein. Wie Todesblüten sahen sie aus, die sich zuckend öffneten und schlossen. Jenseitspflanzen! Satansklauen!
Nach dem Tod waren Randones Fingernägel noch gewachsen. Wie Geierkrallen sahen sie nun aus. Sie richteten sich dorthin, wo sich der Kopf befand, und begannen ihn freizuscharren.
Immer wieder kratzten die langen Nägel über das Erdreich und schoben die Krumen zur Seite. So lange, bis Magaska ein Augenpaar glänzen sah.
Salvo Randone blickte sie an.
Als sich sein Mund öffnete, rieselte Erde hinein, aber das störte ihn nicht. Er spuckte sie nicht einmal aus. Sein Freiheitsdrang wurde immer stärker.
Lange genug hatte er hier gelegen. Nun wollte er sich erheben, und er besaß genug Kraft, um die Erde, die schwer auf seinem Körper lastete, hochzudrücken.
Eine Spalte bildete sich - in Körperlänge. Die Erdbrocken fielen seitlich herab, und Salvo Randone stand: mit einem tiefen Seufzer auf.
Grauenerregend sah er aus. Zu Lebzeiten war er schon unansehnlich gewesen, doch nun glich sein Gesicht einer abstoßenden Horrorfratze.
Er verströmte einen ekelerregenden Geruch - nach Erde, Moder, Fäulnis, Verwesung. Der natürliche Verfall des Fleisches hatte bei ihm schon eingesetzt, und er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Ungeheuer als mit einem Menschen.
Faltig spannte sich eine graue Haut über die harten Knochen. Wie altes, brüchiges Leder wirkte sie, und die Augen des Untoten hatten einen unbeschreiblichen Glanz.
Schlaff und schorfig sahen die dünnen Lippen des Zombies aus. Man hätte Salvo Randone auch für ein Tier halten können. Oder für einen Ghoul. Ja, auch mit einem Leichenfresser hatte er Ähnlichkeit.
Aufrecht stand er da. Deutlich hob er sich vom sternenübersäten Himmel ab. Es war eine friedliche Nacht, in die der Tod Einzug gehalten hatte.
Randones glasige Augen waren durchdringend auf Magaska gerichtet, und die gefährliche Feuerhexe bestellte ihm Asmodis' Botschaft.
»Du gehörst nun zu uns«, sagte sie unter anderem. »Fühlst du die Kraft in dir?«

»J-a-a-a!« kam es kratzig aus der trockenen Kehle des lebenden Leichnams.

»Es ist die Kraft der Hölle. Du bist ein schwarzer Streiter. Bediene dich der Magie, die sich in dir befindet, und setze deine Taten fort.«

»J-a-a-a! Das werde ich tun«, knurrte Salvo Randone, und zum erstenmal zuckte ein Grinsen über sein abstoßendes Gesicht.

Asmodis' Auftrag war ihm Befehl, den er mehr als nur erfüllen wollte.

***

Wir waren in heller Aufregung.

Jubilee war weg. Einfach verschwunden war sie, und niemand wußte, wie es dazu gekommen war.

Ich machte meiner Freundin keine Vorwürfe, denn Vicky Bonney geißelte sich schon selbst zur Genüge damit.

Teufel, es ging wieder einmal drunter und drüber.

Da war dieser gefährliche Marbu-Kult in unsere Stadt getragen worden, und wir hatten Mühe gehabt, zu verhindern, daß er sich wie eine tödliche Seuche ausbreitete. [1]

Aber einen Sieg auf allen Linien hatten wir nicht zu erringen vermocht.

Paul Bordman, ein Schriftsteller - Vicky Bonneys Kollege, der sogar mit dem Edgar-Allan-Poe-Preis ausgezeichnet worden war -, war dazu ausersehen worden, das Buch der Bücher zu schreiben. Eine Art schwarze Bibel.

Marbu, diese geheimnisvolle Kraft, mit der ich gekämpft und die mich beinahe getötet hatte, wollte den Schriftsteller zu ihrem Werkzeug machen.

Wenn Paul Bordman das Buch, dessen Inhalt ihm Marbu eingab, fertiggeschrieben hatte, würde es eine Katastrophe geben, denn jeder, der auch nur einen Blick in das Buch warf, würde der gefährlichen Marbu-Magie zum Opfer fallen.

Uns war nicht genau bekannt, wieviel Bordman schon geschrieben hatte. Uns war nur klar, daß er das Manuskript nicht fertigstellen durfte.

Aber wie sollten wir ihn daran hindern? Er war geflohen, und wir wußten nicht wohin. Befand er sich überhaupt noch in der Stadt? Vielleicht befand er sich nicht einmal mehr in England.

Er konnte theoretisch überall hingehen. Wer hätte ihn aufhalten sollen? Wir sahen uns dazu im Moment außerstande.

Bordman war an Marbu verloren. Er hatte das Geisteropium geraucht, und es hatte ihn süchtig gemacht.

Rick Stubbs, ein Afrikaexperte, hatte behauptet, niemand könne die Wirkung des Geisteropiums rückgängig machen. Eine Entwöhnung wie bei einem gewöhnlichen Suchtgift sollte nicht möglich sein.

Während Bordman theoretisch in irgendeinem Versteck in diesem Augenblick an seinen Höllenwerk weiterarbeiten konnte, versetzte uns Jubilees Verschwinden einen schmerzhaften Tiefschlag.

Wir hatten eine Menge Feinde. Einer von ihnen konnte auf die Idee gekommen sein, das junge Mädchen zu entführen. Vielleicht würde uns dieser Bastard in Kürze unter Druck setzen. Er konnte so gut wie alles verlangen.

Wir würden gezwungen sein, die Forderungen zu erfüllen, damit Jubilees Leben erhalten blieb. Der Haken an der Sache war, daß gewöhnliche Verbrecher erfahrungsgemäß die reinsten Ehrenmänner im Vergleich mit Dämonen sind.

Mit Kidnappern konnte man ein Geschäft machen, das in den meisten Fällen mit fairen Regeln ablief… Wenn man bei einer Entführung und Erpressung von Lösegeld überhaupt von Fairneß sprechen kann. Jedenfalls halten sich Kidnapper zu neunzig Prozent an die Abmachungen. Sie sind nur am Lösegeld interessiert und lassen ihr Opfer frei, sobald sie die verlangte Summe bekommen haben.

Bei Dämonen ist das anders.

Sie brauchen kein Geld und sie spielen nie so, daß man sie ausrechnen kann. Sie sind hinterhältig und gemein, und je grausamer sie einen treffen können, desto mehr Freude macht es ihnen.

Ich spreche aus Erfahrung. Oft genug hatte ich mit diesen verfluchten Schwarzblütlern schon zu tun.

Hatte einer von ihnen schon wieder seine Hand im Spiel?

Ich goß mir einen Pernod ein.

Jubilee war von einem Dämonen entführt worden, als sie vier Jahre alt gewesen war. Er hatte sie nach Coor verschleppt, einer Zwillingswelt der Erde, wie ich erfahren hatte.

Dreizehn Jahre hatte Jubilee, dieser sympathische, hübsche Prä-Welt-Floh, bei Cantacca, dem Dämon, gelebt. Als er sie zu seiner Frau machen wollte, war sie ausgerückt, und sie hätte die Flucht nicht überlebt, wenn wir ihr nicht geholfen hätten. [2]

Seitdem war sie bei uns.

Sie kam wieder zurück auf die Erde, fand sich hier aber noch nicht zurecht. Sie hatte viel zu lernen, denn sie kannte sich nur auf Coor aus.

Hier bei uns war alles anders.

Vicky Bonney war eine gute, geduldige Lehrmeisterin. Jubilee hatte naturgemäß viele Fragen, und Vicky wurde nicht müde, sie ihr zu beantworten.

Wir wußten, daß Jubilees Eltern noch lebten. Nur wo, das wußten wir nicht, denn das Mädchen kannte seinen Familiennamen nicht. Deshalb würde es schwierig sein, sie dorthin zurückzubringen, wohin sie gehörte.

Ich erinnerte mich an jede Minute, die ich mit dem Mädchen zusammen gewesen war, und der Gedanke, ihr könnte etwas Furchtbares zugestoßen sein, war mir unerträglich.

Vicky ging ruhelos hin und her, nagte an ihrer Unterlippe, hatte die Arme vor der Brust verschränkt und starrte schuldbewußt Löcher in den Teppich.

Auch Boram, der Nessel-Vampir, war anwesend. Er war ein schweigsames Wesen, redete nur, wenn man das Wort an ihn richtete.

Roxane befand sich auf einem ihrer Jenseitstrips. Sie wollte in Erfahrung bringen, wo sich der Plan befand, mit dessen Hilfe wir Loxagons Grab finden konnten.

Vicky blieb stehen und strich sich eine blonde Strähne aus dem blassen Gesicht. Sie nahm mir mein Glas aus der Hand und trank vom Pernod.

»Tony, ich mache mir so große Sorgen. Ich hätte besser auf sie aufpassen müssen. Unsere Welt ist ihr noch so fremd und voller Gefahren für sie.«

Ich legte meinen Arm um Vickys Schultern. »Vielleicht hatte sie nur den Wunsch, diese Welt für sich allein zu entdecken. Wenn wir Glück haben, läutet bald das Telefon, und Jubilee ist am anderen Ende der Leitung.«

»Dann kriegt sie von mir aber einiges zu hören! Mir einen solchen Schreck einzujagen…«

»Hast du ihr beigebracht, wie man telefoniert?«

»Es war eines der ersten Dinge.« Vicky trank wieder. Sie gab mir mein Glas nicht wieder. »Meine Güte, wenn ich daran denke, daß Cantacca sie sich wiedergeholt haben könnte…«

Insgeheim hatte ich diese Möglichkeit auch schon in Betracht gezogen, und mir war dabei sehr mulmig zumute gewesen. Jubilee wieder in Cantaccas Gewalt, vielleicht schon wieder auf Coor.

Verdammt, es war denkbar.

»Sie kann auch an einen Sittenstrolch geraten sein«, überlegte Vicky weiter.

Mir wäre es lieber gewesen, wenn sie stumm gedacht hätte, denn ihre Gedanken waren für mich glühende Stacheln mit Widerhaken.

Aber es mußte aus Vicky Bonney heraus.

»Er ist freundlich und nett zu ihr, lädt sie zum Essen ein, macht ihr Komplimente, spendiert ihr einen Drink nach dem anderen… Sie verträgt doch nichts, Tony… Wenn sie betrunken ist, und das ist sie sehr schnell, nimmt er sie mit zu sich nach Hause und… Ich… ich glaube, ich werde noch verrückt…«

»Beruhige dich, Vicky«, redete ich sanft auf meine Freundin ein. »Vielleicht läuft Jubilee einfach nur mit großen Augen verwundert durch die Stadt…«

»Und gerät unter ein Auto, weil sie sich in Londons dichtem Verkehr nicht zurechtfindet.«

»Lieber Himmel, kannst du denn nur schwarz sehen?« fragte ich und hätte mir gern den kalten Schweißfilm von der Stirn gewischt, der sich darauf gebildet hatte.

Das Telefon schlug an, und wir hätten am liebsten alle gleichzeitig abgehoben. Ich war nur deshalb schneller als Vicky Bonney und Mr. Silver, weil ich unmittelbar neben dem Apparat stand.

Leider war am anderen Ende nicht Jubilee, sondern ein Sergeant Bill Linton. Ich war sicher, diesen Namen nie zuvor gehört zu haben.

Er nannte ein Revier in Belgravia, von dem aus er anrief.

»Sind Sie Mr. Ballard?«

»Ja, der bin ich, Sergeant«, antwortete ich heiser.

»Persönlich?«

Wollte der Mann mich auf den Arm nehmen? Oder war er einer von der überkorrekten Sorte?

»Ja, persönlich«, sagte ich, um Fassung bemüht. Er rief mich bestimmt nicht an, weil ich irgendwo falsch geparkt hatte.

»Wir haben ein Mädchen aufgegriffen, das behauptet, Sie zu kennen. Die Kleine ist ziemlich verstockt, Sir. Außer ihrem Vornamen will sie uns nichts sagen. Sie will uns allen Ernstes weismachen, daß sie ihren Familiennamen nicht kennt.«

»Das tut sie tatsächlich nicht, Sergeant.«

»Sir?«

»Das Mädchen sagt die Wahrheit.«

»Finden Sie, daß es in einer solchen Situation angebracht ist, zu scherzen, Mr. Ballard? Ist Jubilee Ihre Tochter?«

»Nein, aber ich versuche zur Zeit, ihr den Vater zu ersetzen.«

»Dann machen Sie sich auf eine schlimme Nachricht gefaßt, Mr. Ballard. Jubilee wurde beim Stehlen erwischt. Ladendiebstahl ist eine recht unangenehme Sache, Sir.«

In Jubilees Fall konnte man nicht von einem Diebstahl sprechen. Sie kannte unsere Spielregeln noch nicht. Sie wußte noch nicht, daß man auf unserer Welt für alles bezahlen muß. Sie hatte noch keine Beziehung zum Geld, kannte es wohl, wußte damit aber noch nicht umzugehen.

Aber wie hätte ich dem Sergeant das klarmachen sollen? Er hätte geglaubt, ich würde mich über ihn lustig machen. Ein Mädchen, das von einem Dämon geraubt worden war und dreizehn Jahre auf einer anderen Welt gelebt hatte… Es wäre für Sergeant Linton zu verrückt gewesen, um wahr sein zu können.

»Was hat Jubilee gestohlen?« wollte ich wissen.

»Eine Damenuhr. Und keine billige.«

»Wurde Anzeige erstattet?«

»Selbstverständlich. Das Mädchen stellte sich nicht sonderlich geschickt an, Sir. Sie nahm die Uhr einfach und ging.«

Natürlich. Jubilee war nicht der Ansicht gewesen, etwas Unrechtes zu tun. Sie hatte trotz des Diebstahls ein reines Gewissen. Himmel, wir würden ihr noch sehr vieles beibringen müssen, ehe sie für sich selbst keine Gefahr mehr war.

»Ich bringe das in Ordnung, Sergeant«, versprach ich.

»Sie sollten die Kleine mal übers Knie legen und…«

»Ja, Sergeant. Das werde ich tun«, fiel ich ihm ins Wort, ohne im Traum an eine Bestrafung des Mädchens zu denken. Ich bat ihn, mir alle bekannten Fakten zu geben, schrieb mit und rief anschließend sofort Tucker Peckinpahs Rechtsanwalt Dean McLaglen an.

Obwohl Jubilee in der Klemme steckte, sich in den Maschen des Gesetzes verstrickt hatte, war uns allen ein großer Stein vom Herzen gefallen, denn was da kaputtgegangen war, ließ sich reparieren. Das war keine Katastrophe.

Ich schilderte dem Anwalt den Sachverhalt und sagte, daß ich ihn sofort treffen wolle.

»Wo?« fragte er, ohne zu zögern.

»Wenn es Ihnen recht ist, hole ich Sie in zwanzig Minuten ab.«

»Einverstanden.«

Vicky Bonney kam mit. Mr. Silver und Boram hielten die Stellung zu Hause.

Ich raste mit dem schwarzen Rover durch London. Dean McLaglen stieg zu, und wir feuchten zu dritt die Polizeistation in Belgravia auf.

Zuvor machten wir aber einen Abstecher in das Warenhaus, in dem Jubilee »lange Finger« gemacht hatte.

Wir bezahlten die Uhr und bearbeiteten den Direktor so lange, bis er sich bereit fand, die Anzeige zurückzuziehen.

Eine Stunde später hatten wir Jubilee wieder, und gemeinsam versuchten wir ihr den Sinn des Geldes klarzumachen. Sie würde von Vicky ab sofort ein angemessenes Taschengeld bekommen, damit sie nicht wieder stehlen mußte, wenn sie etwas, das ihr gefiel, haben wollte.

Die Geschichte hatte auch noch einen rührenden Akzent.

Jubilee hatte die Uhr nicht einmal für sich genommen. Sie war mit Vicky in diesem Warenhaus gewesen, und meine Freundin hatte gesagt, daß ihr die Uhr gefalle, daß sie sie sehr hübsch finde. Und Jubilee war heute losgegangen, um die Uhr für Vicky zu holen. Sie hatte Vicky eine Freude machen wollen, weil sie so nett zu ihr war.

Ich faßte nach den Schultern des jungen Mädchens und schaute ihr in die dunklen Augen. »Bitte«, sagte ich lächelnd. »Bitte versuche keinem von uns mehr so eine Freude zu machen, okay? Du hast gesehen, wie schief so etwas gehen kann. Es ist uns Freude genug, dich bei uns zu

haben. Das ist mein Ernst.«

Ich schloß Jubilee in meine Arme und war heilfroh, daß wir uns umsonst so große Sorgen um sie gemacht hatten.

Endlich hatte ich wieder einen Kopf für die anderen Dinge, die wir erledigen mußten.

Am vordringlichsten war immer noch, zu verhindern, daß Paul Bordman das Höllenbuch fertig schrieb…

***

Salvo Randone war jetzt allein. Aber es gab eine übernatürliche Verbindung zwischen ihm und Magaska. Die Feuerhexe hatte ihn mit magischen Kräften ausgestattet, und dadurch unterschied er sich von gewöhnlichen Zombies. Er war mehr als ein lebender Toter. Er würde bei seinem Treiben auch Magie einsetzen können.

Er besaß ein neues Leben, und er wollte das Beste daraus machen. Magaska hatte von einem großen Plan gesprochen, den sie allmählich verwirklichen wollte, und er sollte dabei eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Es war ihm recht.

Magaska hatte ihn allein gelassen, doch er wußte, daß er sie bald wiedersehen würde.

Bis dahin wollte er die neue, unbekannte Kraft kennengelernt und in den Griff bekommen haben.

Es raschelte in den hohen Papyrusstauden, und trockenes Gras knisterte unter Randones Füßen. Unter einer großen Schirmakazie blieb der Untote kurz stehen.

Auf der Straße, die nahe am Fluß vorbeiführte, fuhr ein Auto. Salvo Randone bleckte die häßlichen Zähne, und eine grausame Mordgier glitzerte in seinen großen Augen.

Das Licht von Scheinwerfern schnitt eine weiße Welt in die Dunkelheit, und der Zombie duckte sich unwillkürlich, denn er hatte lange kein Licht mehr gesehen.

Er schätzte die Entfernung ab und überlegte, ob er die Straße noch rechtzeitig erreichen konnte, um das Fahrzeug anzuhalten.

Als er losrannte, waren seine Bewegungen anfangs noch etwas steif und hölzern, doch allmählich kam er in Schwung. Seine Zähne knirschten, sein scheußliches Gesicht war verzerrt. Er stolperte. Fast wäre er gestürzt. Mit durch die Luft rudernden Armen lief er weiter. Schneller, immer schneller.

Der Wagen erreichte eine Kurve. Der Fahrer mußte das Tempo verringern, zurückschalten.

Jetzt strichen die Scheinwerfer waagrecht über das Land. Sie wippten, als das Fahrzeug in ein Schlagloch rumpelte, und richteten sich dann wieder geradeaus.

Der Fahrer schaltete wieder hoch, und Salvo Randone sprang auf die Straße. Mit schätzungsweise 100 km/h kam ihm das Auto entgegen.

Die Scheinwerfer erfaßten Randone. Furchtlos stellte sich der Zombie in der Straßenmitte auf. Er wußte, daß ihm nichts passieren konnte.

Als der Fahrer ihn erblickte, reagierte er sofort. Bisher hatte er gemeint, den Wagen gut unter Kontrolle zu haben, doch nun stellte sich heraus, daß er für diese schlechten Straßenverhältnisse doch zu schnell unterwegs war.

Als er auf die Bremse trat, griffen die Pneus nicht so, wie sie es auf Asphalt oder Beton getan hätten. Unter den Rädern befand sich Sand, und der war fast genauso schlimm wie Glatteis.

Der voll gebremste Wagen sauste weiter. Die Geschwindigkeit verringerte sich kaum.

Der Mann am Steuer riß entsetzt die Augen auf. Verdammt, er hatte mit keinem Hindernis gerechnet. Er würde einen Mann totfahren!

Schreckensstarr saß er da, hielt das Lenkrad krampfhaft fest und wartete auf den dumpfen Knall, den es gleich geben würde.

Reglos stand Randone da. Unerschrocken starrte der Untote in das grelle Licht der Scheinwerfer. Er zuckte mit keiner Wimper. Einem Menschen wäre es nicht möglich gewesen, zu sehen, was sich hinter dem Licht befand, doch Salvo Randone erkannte den Fahrer.

Er half sich mit der übernatürlichen Fähigkeit, mit der ihn Magaska ausgestattet hatte. Seine Augen durchdrangen die Helligkeit mühelos.

Der Mann im Wagen war ein Weißer.

Pierre Rochford war sein Name. Das wußte Randone allerdings nicht. Es interessierte ihn auch nicht im mindesten.

Rochford war Franzose aus der Gegend von Nantes. Er lebte seit zehn Jahren in Kenia, war Dolmetscher, Reiseleiter, Tröster von einsamen reichen Touristinnen - ein Hansdampf in allen Gassen und landauf, landab bekannt wie ein bunter Hund.

Er hatte keine Ahnung, daß vor ihm auf der Straße Salvo Randone stand, aber von Randones Missetaten hatte er gehört, als dieser und seine beiden Komplizen noch das Land unsicher gemacht hatten.

Rochford konnte nichts mehr tun. Er vernahm das Geräusch, mit dem er gerechnet hatte, und schloß unwillkürlich die Augen. Aber er riß sie gleich wieder auf - und der Mann war verschwunden.

Der Wagen rumpelte über den Körper. Auch das noch! durchfuhr es den Franzosen, und als das Fahrzeug endlich stillstand, griff Pierre Rochford mit zitternden Fingern nach dem Türöffner.

Der Mann mußte tot sein. Unmöglich, daß er noch lebte. Zu heftig war die Wucht des Aufpralls gewesen.

Rochfords Kniescheiben vibrierten. Er befürchtete, neben dem Auto zusammenzusacken, wenn er jetzt ausstieg, aber er mußte raus. Er konnte, durfte nicht sitzenbleiben.

Oder doch?

Was konnte er für den Mann noch tun? Nichts mehr.

Er erschrak, als er sich bei dem Gedanken ertappte, weiterzufahren. Hatte er den Verstand verloren? Fahrerflucht? Niemals!

Er war kein Heiliger, nie gewesen. Kleine Schmuggeleien, Geschäfte, die nicht ganz astrein waren… Für solche Dinge war er jederzeit zu haben.

Aber Fahrerflucht - nein. Das ließ sein Gewissen nicht zu.

Die Aufregung ließ ein schreckliches Würgen in seinem Hals entstehen, und dicke kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Sein Magen revoltierte, und er hatte Angst vor dem, was er in wenigen Augenblicken zu sehen bekommen würde.

Man konnte ihn nicht gerade als besonders zart besaitet bezeichnen, aber er hatte seine Grenzen, und die waren heute Nacht überschritten worden. Nervös stieß er den Wagenschlag auf und schwang die Beine nach draußen.

Er mußte sich mächtig zusammennehmen, um nicht schlappzumachen.

Salvo Randone lag etwa zehn Meter hinter dem Fahrzeug. Rot strahlte ihn die Heckbeleuchtung an. Er regte sich nicht, und für Pierre Rochford war das ganz normal.

Er glaubte nicht an Wunder, deshalb könnte dieser Wahnsinnige, der sich nicht von der Stelle gerührt hatte, auch nicht mehr leben.

Zögernd setzte er seine Schritte. Eile war in diesem Fall nicht nötig. Hier ging es nicht um Leben und Tod.

Rochford versuchte seine Erregung niederzukämpfen, um sich nicht übergeben zu müssen.

Er schaute sich um. Weit und breit keine Menschenseele. Nur er… und ein Toter!

»Merde!« entfuhr es Rochford. »Was bin ich doch für ein ausgesprochener Glückspilz.«

Sein Gewissen meldete sich und machte ihm klar, daß er konzentrierter hätte fahren müssen. Aber, verflixt noch mal, wer rechnete denn damit, daß in dieser Gegend plötzlich ein Mann auf der Straße stehen würde?

Je näher er dem reglos auf dem Boden Liegenden kam, desto langsamer wurde er. Blaß war sein Gesicht, und seine Augen glänzten, als hätte er Fieber.

Ihm war heiß und kalt zugleich, und er fühlte sich schrecklich elend.

Randone lag auf dem Bauch und wartete. Er hörte das Knirschen der näherkommenden Schritte und blieb vorläufig »tot«. Ihm gefiel dieses Mörderspiel.

Seine grauenerregende Fratze, bestrahlt vom blutroten Licht der Heckleuchten, würde dem Mann einen argen Schock versetzen.

Und wenn sich Randone dann auch noch erhob, würde der Mann wahrscheinlich den Verstand verlieren.

Pierre Rochford roch den widerlichen Geruch, den Salvo Randone verströmte.

Der Franzose kannte den Gestank von Tierkadavern, und der Geruch, der hier seine Nase beleidigte, war verdammt ähnlich. Diese Wahrnehmung verwirrte ihn.

Er bückte sich, und es ging fast über seine Kraft, den Mann zu berühren. Aber er mußte das und noch mehr tun. Er würde den Toten sogar aufheben, zum Wagen tragen und in den Fond legen müssen. Hier draußen konnte er ihn unmöglich liegen lassen. Es gab Löwen, Geparden, Aasfresser…

Er mußte den Toten mitnehmen.

Rochford berührte die Schulter des »Leichnams«. Salvo Randone spürte es, und beinahe hätte er teuflisch gegrinst. Er spürte, wie der Mann fester Zugriff, spürte den Zug, und dann rollte der Autofahrer ihn herum.

Als der Franzose die Horrorvisage sah, traf ihn tatsächlich beinahe der Schlag. Er prallte mit einem heiseren Schrei zurück, und noch schlimmer wurde sein Schock, als sich Salvo Randone plötzlich aufsetzte.

***

Zwei Neger - Killer - hatten den Afrikaexperten Rick Stubbs mit ihren Messern verletzt. Sie hatten ihn töten sollen, weil er versucht hatte, den Marbu-Zauberer Uharra zu erpressen. Doto und Lawassa kamen nicht, um ihm das verlangte Geld, sondern den Tod zu bringen, aber Mr. Silver rettete Stubbs das Leben, woraufhin dieser tüchtig und ohne Rücksicht auf Verluste auspackte.

Er stach damit das gefährliche Marbu-Geschwür auf, brachte diese Eiterbeule zum Platzen, indem er über alles redete, was Uharra geplant hatte, und uns war es gelungen, Uharra unschädlich zu machen.

Er fand bei dieser Aktion den Tod. Doto und Lawassa wanderten ins Gefängnis, und Rick Stubbs wurde in der Harrison-Klinik operiert.

Einen Teil des Marbu-Planes hatten wir zunichte gemacht, aber das große Konzept hatten wir nicht zerstören können. Marbu, diese gefährliche afrikanische Geheimreligion, existierte noch, und Marbu selbst gab es auch nach wie vor.

Es ist schwer, Marbu zu beschreiben. Es ist anders als alles, womit ich bisher zu tun gehabt hatte.

Marbu schien kein Wesen zu sein, sondern ein Zustand, ein körperloser Begriff, reine Magie, konzentriert in einer Form von Nichts, die mein Verstand nicht begreifen konnte.

Marbu konnte auch noch viel mehr sein. Ich wußte es nicht. Vielleicht sogar eine andere Form der Hölle. Und es würde wieder zuschlagen, wenn wir es nicht verhinderten.

Irgendwann. Irgendwo. Vielleicht auf einem anderen Kontinent. Und Menschen würden daran zugrunde gehen, denn das war Marbus Ziel.

Wenn Paul Bordman erst einmal sein Buch fertiggeschrieben hatte, würde er soweit sein. Und wir hatten nicht den leisesten Schimmer, wann der Startschuß zu dieser schrecklichen Katastrophe fallen würde.

Stubbs hatte das Geisteropium erwähnt, das Bordman geraucht hatte, damit sich sein Geist für Marbu öffnete.

Auf diese Weise war der Schriftsteller mit Marbu eine Verbindung eingegangen, von der niemand wußte, ob und wie man sie wieder trennen konnte.

Und er war süchtig auf dieses Höllenzeug geworden.

Das bedeutete, daß er immer wieder Geisteropium rauchen mußte. Erstens, um das Buch der Bücher fertigzuschreiben, und zweitens, um seine quälende Sucht befriedigen zu können.

Rick Stubbs erwähnte vier Opiumkugeln.

Sie waren uns nirgendwo untergekommen. Das ließ uns zwingend annehmen, daß Bordman alle vier Kugeln bereits geraucht hatte, und das wiederum hieß, daß er dringend Nachschub brauchte.

Von Uharra konnte er keinen mehr bekommen. Auch Doto und Lawassa waren nicht imstande, ihm zu beschaffen, was er so dringend - und von Stunde zu Stunde dringender - brauchte.

Er mußte versuchen, selbst an das Geisteropium zu gelangen, und für uns stellte sich die Frage, wo er es auftreiben konnte. Höchstwahrscheinlich nicht in London.

Ich nahm an, daß sich der Schriftsteller dorthin begeben würde, wo Marbu zu Hause war. Aber wo genau war das? Wir wußten nur, daß der Marbu-Kult in Afrika seinen Ursprung hatte. Doch Afrika ist groß.

Wo befand sich die Marbu-Hochburg?

Diese und eine Reihe anderer, aber ähnlich gelagerter Fragen sollte uns Rick Stubbs beantworten, deshalb stiegen Mr. Silver und ich in den Rover und fuhren zur Harrison-Klinik in Knightsbridge.

Im Krankenhaus trafen wir auf Faye Stanford, Stubbs' Lebensgefährtin. Sie hätte die Enkelin des alten Mannes sein können, hatte in einer Clubsauna gearbeitet, in der Männern die ausgefallensten Wünsche erfüllt wurden. Stubbs war so gut von ihr »bedient« worden, daß er sie gebeten hatte, nur noch für ihn da zu sein.

Faye mußte so etwas wie einen Großvaterkomplex haben, denn sie liebte den Afrikaexperten wirklich. Vielleicht deshalb, weil er so gut zu ihr war wie vor ihm noch nie jemand.

Faye Stanfords Augen schwammen in Tränen, als sie uns sah.
»Miss Stanford«, sagte Mr. Silver hastig. »Ist etwas passiert?«
»Ich weiß es nicht. Niemand will mir Auskunft geben«, sagte das Mädchen mit tränenerstickter Stimme. »Sie lassen mich nicht zu ihm. Es geht ihm nicht gut, sonst würde er nicht auf der Intensivstation liegen. Nach der Operation sagten sie, ich brauche mir keine Sorgen zu machen, er würde durchkommen. Und nun… Mr. Silver, bitte helfen Sie mir. Ich muß zu ihm. Ich muß Rick sehen. Nur sehen.«
Der Ex-Dämon wies auf mich. »Das ist mein Freund Tony Ballard. Tony, dies ist Miss Faye Stanford.«
Wir nickten einander zu, und Mr. Silver sagte, er würde versuchen, den zuständigen Arzt aufzutreiben.
»Er wird sterben«, sagte das Mädchen kleinlaut. »Ich weiß es. Er ist nicht widerstandsfähig genug, um wieder gesund zu werden. Aber warum haben mir die Ärzte gesagt, er würde es schaffen? Um mich zu beruhigen? Ich werde Rick verlieren…«
»Vielleicht hat Stubbs noch eine Chance«, sagte ich. »Wir werden hören, was der Arzt sagt.«
Mr. Silver erschien mit einem jungen, milchgesichtigen Mann, der einen weißen Kittel trug. Seine Hände waren in den Taschen vergraben. Ein Stethoskop klemmte an seinem Hals, ein sichtbares Zeichen dafür, daß wir es mit einem Doktor zu tun hatten.
»Ich bin Dr. Melvyn Bosley«, sagte er. Die Baßstimme paßte irgendwie nicht zu seinem Aussehen.
»Sind Sie über Mr. Stubbs' Zustand informiert?« fragte ich, nachdem ich meinen Namen genannt hatte.
Dr. Bosley nickte.
»Wir müssen ihn dringend sprechen.«
Der junge Arzt schüttelte den Kopf. »Das ist völlig ausgeschlossen, Mr. Ballard.«
»Hat es Komplikationen gegeben?« fragte ich.
»Leider ja. Deshalb darf niemand zu ihm.«
»Was ist mit ihm?« fragte Faye mit bebender Stimme.
»Ist einer von Ihnen mit Mr. Stubbs verwandt?« erkundigte sich der Arzt.
»Nein«, antwortete ich wahrheitsgemäß.
»Aber ich, ich bin mit ihm so gut wie verwandt«, beeilte sich Faye Stanford zu sagen. »Ich lebe mit ihm zusammen - wie Mann und Frau. Sie können ihn fragen.«
»Bedaure, ich darf Fremden keine Auskunft geben. Ich bitte Sie, das zu verstehen und zu gehen.«
»Ist er bei Bewußtsein?« erkundigte ich mich dennoch.
»Ja.«
»Und ansprechbar?«

»Das auch. Aber er ist sehr schwach, hat sehr viel Blut verloren… Er darf sich nicht aufregen… Das ist bereits mehr, als ich Ihnen eigentlich sagen dürfte. Bitte gehen Sie jetzt. Vielleicht können Sie in ein paar Tagen zu ihm.«

In ein paar Tagen!

Der Mann hatte keine Ahnung, wie sehr die Zeit drängte. Sie brannte uns buchstäblich auf den Fingernägeln. In ein paar Tagen konnte sich Paul Bordman mit reichlich Geisteropium eingedeckt und das Buch des Grauens fertiggeschrieben haben.

»Besteht akute Lebensgefahr für Rick?« fragte Faye krächzend.

»Ich sage nichts mehr«, erwiderte der junge Arzt.

»Natürlich besteht Lebensgefahr, sonst würde er nicht auf der Intensivstation liegen!« schluchzte Faye.

»Ich muß Sie noch einmal mit allem Nachdruck bitten, zu gehen«, sagte der Doktor, nun schon ein wenig ärgerlich.

»Dr. Bosley«, richtete Mr. Silver das Wort an den Arzt. »Es ist von ungeheurer Wichtigkeit für uns, mit Rick Stubbs zu sprechen. Wir bleiben nicht länger als fünf Minuten. Was für Komplikationen hat es gegeben?«

»Wir haben mit einer gefährlichen Lungenentzündung zu kämpfen.«

»Wie stehen Stubbs' Chancen?«

»Fünfzig zu fünfzig.«

Faye Stanford riß die Augen auf. »Wieso gibt er auf einmal Auskunft? Ich dachte…«

Sie konnte nicht wissen, daß Mr. Silver zu einem Trick gegriffen hatte, um Melvyn Bosley zum Reden zu bringen. Der junge Arzt war von meinem Freund magisch hypnotisiert worden.

»Bringen Sie uns zu Stubbs«, verlangte Mr. Silver.

Dr. Bosley nickte. »Kommen Sie.«

»Ich… ich begreife das nicht. Er redete doch vor einer Minute ganz anders«, sagte Faye.

»Seien Sie froh, daß Sie Stubbs kurz sehen können«, riet ich ihr.

»Das bin ich. O ja, Mr. Ballard, das bin ich.«

»Aber wirklich nur fünf Minuten. Wenn wir gehen, kommen Sie mit.«

»Selbstverständlich. Denken Sie, ich will Rick schaden? Ich liebe Rick.«

Etliche medizinisch-technische Geräte überwachten die Lebensfunktionen des Patienten und erhielten ihn am Leben. Das Gesicht des alten Mannes schien zu glühen. Er bekam eine Infusion, und ein Kunststoffschlauch steckte in seiner Nase.

Da er die Augen geschlossen hatte, lag er wie tot vor uns. Faye biß sich bei seinem Anblick in die Faust und mußte immer wieder heftig schlucken.

Mr. Silver schickte den Arzt fort. Der Ex-Dämon berührte Stubbs und

versuchte ihm mit seiner Heilmagie zu helfen, aber der Afrikaexperte sprach nur unmerklich darauf an.

»O Rick… Rick…«, preßte Faye mühsam hervor.

Der Mann öffnete langsam die Augen. Er war übergewichtig, und auf seiner Glatze waren Altersflecken zu sehen. Dicke Tränensäcke befanden sich unter seinen feuchten Augen.

»Faye«, flüsterte er mit tonloser Stimme.

»Ja. Ich bin bei dir. Es wird alles gut, Rick…« Sie streichelte seine Hand. Er war zu schwach, um sie zu heben.

Ein ungläubiger Ausdruck trat in seine Augen, als er mich erblickte.

»Mr. Ballard… Ich dachte, Sie wären bei Marbu…«

»Ich war bei Marbu.«

»Unmöglich. Sie wären nicht hier…«

Ich berichtete ihm in Schlagworten, was sich ereignet hatte. Als er hörte, daß Uharra nicht mehr lebte, nickte er kaum merklich. Unendlich müde schien er zu sein, und es schien ihn sehr anzustrengen, die Augen offenzuhalten. Seine Stimme war kraftlos und wurde immer schleppender.

Er hatte mich töten wollen, aber ich hatte ihm verziehen. Jetzt erhoffte ich mir Hilfe von ihm.

»Er… ist also… geflohen«, hauchte Stubbs. »Mit… dem Manuskript…«

»Bordman braucht Nachschub, muß neues Geisteropium haben, Mr. Stubbs«, sagte ich eindringlich.

Der Afrikaexperte schloß die Augen. »Ich weiß.«

»Woher kriegt er die Droge? Gibt es in London jemanden, der damit handelt?«

»Nur Uharra besaß die Kugeln. Er rauchte sie selbst, und er spielte sie dem Schriftsteller zu…«

»Uharra lebt nicht mehr…«

»Dann ist Bordman… gezwungen, eine weite… Reise zu machen…« Stubbs' Kraft war fast zu Ende.

Ich warf Mr. Silver einen nervösen Blick zu. »Kann ich ihm weitere Fragen zumuten? Kannst du ihn nicht stützen?«

»Ich habe es versucht«, seufzte der Ex-Dämon. »Er spricht nicht darauf an.«

Stubbs öffnete die Augen nicht mehr.

»Hören Sie mich, Mr. Stubbs?« fragte ich.

»Ja«, kam es dünn über seine Lippen.

»Woher kommt der Marbu-Kult?«

»Afrika…«

»Das ist mir klar. Nordafrika? Südafrika? Westafrika? Ostafrika? Zentralafrika?«

»Marbu ist… überall, Mr. Ballard…«

»Wo hat der Kult seinen Ursprung?«
»Kenia…«
»Glauben Sie, daß sich Bordman dorthin begeben wird?«
»Er muß…«
»Wohin? Wo bekommt er die Geisterkugeln?«
»Green Heaven… vielleicht…«
Kenia. Green Heaven - grüner Himmel. Das war alles, was wir von Rick Stubbs erfuhren. Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen. Seine Kräfte waren versiegt.
Die Fünf-Minuten-Frist, die wir uns selbst gesetzt hatten, war um. Wir mußten gehen. Ich streifte die Skalen und Anzeigen der Apparaturen mit einem kurzen Blick, verstand nicht viel davon, erkannte aber, daß Rick Stubbs nur schlief. Geschadet hatte ihm das Gespräch nicht. Uns aber hatte es genutzt, wenn auch nicht umwerfend viel dabei herausgekommen war.
Wir hatten wenigstens in Erfahrung gebracht, in welchem Heuhaufen wir Bordman, die Stecknadel, suchen mußten.

***

»Heilige Madonna!« entfuhr es, Pierre Rochford.
Der Überfahrene lebte!
Dem Franzosen war das unbegreiflich. Und wie dieser Kerl aussah! Eine gräßlichere Fratze hatte Rochford noch nicht gesehen. War das noch ein Mensch? War es nicht eher ein Ungeheuer?
Die dünnen Lippen öffneten sich und entblößten Zähne, die zu einem Tier gepaßt hätten. Ja, der Kerl hatte etwas von einem Tier an sich.
Randone erhob sich. Nach so einem Unfall! Das widersprach jeglicher Logik, allen Naturgesetzen!
Der Franzose wich verstört zurück.
Salvo Randone hob die Hände. Er ballte sie nicht zu Fäusten, sondern schien Rochford mit seinen Raubvogelkrallen verletzen zu wollen.
Rochfords Herz schlug bis zum Hals hinauf.
Der Zombie griff ihn an. Rochford sprang nach links. Er hielt den Unhold für einen entsprungenen Irren, und er war trotz der Panik, die ihn erfaßt hatte, entschlossen, sich zu verteidigen.
Er verstand sich ein bißchen auf Karate, hatte es gewissermaßen für den Hausgebrauch erlernt. Nur, um besser dazustehen, falls es mal Schwierigkeiten mit einem Touristen geben sollte.
Bisher hatte er sich gut aus allen Affären gezogen. Er besaß genug Intelligenz und Fingerspitzengefühl, um kritische Situationen rechtzeitig zu erkennen und zu meistern. Nur primitive Leute prügeln sich, fand er.
Doch nun mußte er sich seiner Haut wehren, und zwar mit ganzer Kraft und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln.

Er schlug nach den Händen, die ihn knapp verfehlten, streckte das rechte Bein vor und trat zu, hoffend, daß der Gegner stolperte und stürzte.

Doch Salvo Randone ging nicht zu Boden. Er drehte sich und grub die Krallen in Rochfords Khakihemd. Der Stoff zerriß, die Knöpfe platzten förmlich ab.

Entsetzt bemühte sich der Franzose, freizukommen.

Er warf sich mit der Schulter gegen den Untoten, schmetterte ihm die Fäuste ins grauenerregende Gesicht, wuchtete sich zurück… und kam frei. Randone stand mit einem Stoffstreifen in der Hand da.

Rochford fiel das Springmesser ein, das er bei sich trug. Dieser Kerl trachtete ihm zweifellos nach dem Leben, folglich hatte er das Recht, zum Messer zu greifen.

In Gedankenschnelle zog er es aus der Tasche, drückte auf den Knopf, und die Klinge schnellte aus dem schwarzen Griff. Lang und schlank war sie und sehr spitz. Das Licht der Sterne schien darauf zu tanzen.

»Laß es genug sein!« keuchte der Franzose. »Ich weiß nicht, wer du bist und wieso du diesen schweren Unfall überlebt hast. Ich will es auch nicht wissen. Wenn du nicht verschwindest, und zwar ganz schnell, kann ich für nichts garantieren!«

»Du wirst sterben!« prophezeite ihm der Zombie. Rauh und brüchig klang seine Stimme. »Jeder, der mich sieht, muß sterben!«

Salvo Randone scherte sich nicht um das Messer in der Hand des Franzosen. Er griff abermals an. Rochford stach nicht sofort zu. Es gab da so etwas wie eine Sperre in seinem Innern, die er nur im äußersten Notfall überwinden konnte.

Lieber sprang er noch einmal zurück, aber der Untote folgte ihm und streckte ihn mit einem mörderischen Faustschlag nieder. Rochford brüllte entsetzt auf, war schwer benommen. Das Messer war ihm aus der Hand gefallen, lag neben ihm auf der Straße, und Salvo Randone trat hinter ihn und wollte ihn packen.

Ein Schleier schien vor Rochfords Augen zu hängen. Seine Ohren rauschten und das Denken fiel ihm unsagbar schwer. Aber er begriff, daß er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, das Messer schnellstens wieder an sich zu nehmen.

Die Klinge blinkte ihm entgegen.

Er griff danach und drehte sich um. Im selben Moment machte Randone einen Schritt vorwärts, und die lange Klinge traf ihn. Der Franzose spürte kaum einen Widerstand.

Die Klinge fand zwischen den Rippen einen Weg in den Körper des Gegners, mußte das Herz getroffen haben, und Randone hätte im selben Moment wie vom Blitz gefällt zusammenbrechen müssen, aber er blieb auf den Beinen.

Nicht die geringste Reaktion zeigte er.

Der Franzose ließ das Heft des Springmessers los. »Das… das kann doch nicht sein!« keuchte er fassungslos.

Salvo Randone beachtete das Messer nicht. Er ließ es in seiner Brust stecken und grinste.

Verstört schüttelte Pierre Rochford den Kopf. »Nein… Hier geht es nicht mit rechten Dingen zu…«

»J-a-a-a-!« dehnte der lebende Leichnam. »Hast du es endlich begriffen?«

Und wiederum setzte sich der Zombie in Bewegung - mit dem Messer in der Brust. Diesem Horror war Rochford nicht mehr gewachsen. Er entschloß sich, zu fliehen, wirbelte herum und lief zu seinem Fahrzeug.

Die Tür war auf der Fahrerseite offen, der Motor lief.

Randone konzentrierte sich auf den Wagenschlag, und im nächsten Augenblick klappte dieser zu.

Magie!

Und der Zombie tat ein Übriges: Er verriegelte alle Türen.

Rochford dachte sich nichts dabei, als die Tür zufiel. Er dachte nicht einmal, es könnte der Wind getan haben. Er konnte nicht denken, war viel zu aufgeregt.

Schwer atmend erreichte er den Wagen und wollte die Tür aufreißen. Es ging nicht. Er rüttelte wie verrückt daran, bekam die Tür jedoch nicht auf. Auch die Hintertür ließ sich nicht öffnen.

»Das ist doch…« Pierre Rochford hetzte um das Fahrzeug herum. Er verriegelte die Türen niemals, aber jetzt waren sie alle zu, und er konnte nicht in den Wagen.

Randone lachte schnarrend. »Was nun?«

Ja, was nun? Das fragte sich auch der Franzose. Ohne viel zu überlegen, rannte er los. Er joggte häufig, um sich fitzuhalten, hielt sich für sportlich genug, um ein Tempo vorzulegen, bei dem dieser Unheimliche nicht mithalten konnte.

Rochford hetzte die Straße entlang. Folgte ihm der Kerl überhaupt?

Er warf einen Blick über die Schulter.

Der Zombie dachte nicht daran, ihm nachzulaufen.

Die Straße krümmte sich. Rochford folgte ihrem Lauf nicht, sondern lief geradeaus weiter. Steppengras schleifte über seine Hosenbeine. Nie im Leben würde er dieses grauenvolle Erlebnis vergessen. Bis ans Ende seiner Tage würde es ihm in Erinnerung bleiben. In diesen Minuten brauchte er wohl die gesamte Glücksration auf, die ihm zustand.

Er hätte schon fast nicht mehr geglaubt, daß er diesem Satan noch entkommen würde.

Aber Salvo Randone dachte nicht daran, ihn entkommen zu lassen. Es sah nur so aus. Der Zombie brauchte dem Fliehenden nicht

nachzulaufen. Er war imstande, den Mann auf eine andere Weise zur Strecke zu bringen.

Und er konnte sich damit Zeit lassen.

Er bildete aus seinen Handflächen einen Behälter. Sein schmallippiger Mund bewegte sich, und er sprach eine schwarzmagische Formel.

In seinen hohlen Händen entstand ein geheimnisvolles Flirren. Schwarzes Leben erwachte. Zum erstenmal von Salvo Randone geschaffen.

Das Flirren verdichtete sich, nahm Gestalt an, und ein häßliches Kerbtier mit grünen Facettenaugen wurde sichtbar. Sechs kurze, stämmige Beine und große, messerscharfe Zangen hatte der Höllenkäfer, dessen harter Flügelschutz gelb schimmerte.

Randone lachte grausam. »Großartig bist du mir gelungen«, stellte er zufrieden fest.

Er richtete seinen Blick auf Pierre Rochford.

»Töte ihn!« befahl er, und der große Käfer spreizte den Flügelschutz ab. Ein dumpfes Brummen war zu hören, als der Satanskäfer die Flügel in Schwingung versetzte, und dann stieg er auf.

Innerhalb kurzer Zeit holte der gelbe Punkt den Franzosen ein. Als Rochford das Brummen hörte, drehte er sich irritiert um - und sah den Käfer. Das Insekt sauste in Kopfhöhe auf ihn zu. Weit waren die schrecklichen Zangen geöffnet. Rochford wollte sein Gesicht mit den Händen schützen, aber die Zeit reichte nicht mehr.

Der Satanskäfer führte aus, was ihm Randone befohlen hatte. Sekunden später löste er sich in Nichts auf.

Salvo Randone nickte zufrieden. Er löste die magische Verriegelung und stieg in Rochfords Wagen. Jetzt erst zog er das Springmesser aus seiner Brust und legte es neben sich auf den Beifahrersitz. An der Klinge war kein Blut…

***

Wir setzten Faye Stanford zu Hause ab, und als ich weiterfuhr, schnarrte das Autotelefon. Ich schnappte mir den Hörer und meldete mich.

Bei Mr. Silver war es nicht unbedingt nötig, auf Lautsprecher zu schalten. Wenn er wollte, konnte er das Gespräch jederzeit auch so mithören, schließlich war er ein Ex-Dämon.

Vicky Bonney war am anderen Ende, und sie war schon wieder völlig aus dem Häuschen.

»Bitte!« flehte ich. »Nicht schon wieder eine Hiobsbotschaft!«

Meine Sorge war unbegründet. Diesmal war Vicky Bonney außer sich vor *Freude*. Es kam leider viel zu selten vor, daß wir einen Grund hatten, uns zu freuen.

»Tony, Lance ist hier…«

Sie meinte unseren Freund und Nachbarn, den Parapsychologen Lance Selby. Er war rapid gealtert, zum Greis geworden und gestorben, nachdem der wahnsinnige Wissenschaftler Mortimer Kuli ihm sein synthetisches Blut in die Adern gefüllt hatte.

Als wir Lance Selby beerdigen wollten, war er jedoch nicht in seinem Sarg gewesen, und niemand wußte, wo der Tote hingekommen war.

Und dann war Lance plötzlich wieder in seinem Haus aufgetaucht. Als Greis zwar, aber am Leben. Ein großes Geheimnis umgab ihn seither. Er hatte nicht gewußt, wo er gewesen war, hatte nicht einmal mehr gewußt, wer er war. Wir mußten es ihm schonend und stückchenweise beibringen, und von diesem Tag an war es mit ihm langsam, aber stetig wieder aufwärts gegangen.

Er war tatsächlich wieder jünger und kräftiger geworden. Mehr und mehr.

Als sein rascher Verfall eingesetzt hatte, war er 38 Jahre alt gewesen, und er hatte die allerbesten Aussichten, wieder 38 zu werden.

»Okay, Lance ist bei dir«, sagte ich. »Und was regt dich daran so auf?«

»Er… er ist wieder in Ordnung… Ich meine, er ist wieder wie früher… Nun ja, ganz so vielleicht nicht, aber doch wieder 38, stark und entschlossen, den Kampf gegen die schwarze Macht wieder aufzunehmen.«

»Sag ihm, er soll auf uns warten. Wir möchten ihm gratulieren«, bat ich Vicky und schob den Hörer in die Halterung. Dann warf ich dem Hünen neben mir einen raschen Blick zu. »Hast du das mitbekommen, Silver? Es geht wieder aufwärts. Roxane ist wieder die alte. Lance Selby auch. Verdammt, Silver, ich… ich bin in einer großartigen Stimmung.«

»Hoffentlich fällst du mir in deiner Euphorie nicht um den Hals«, sagte der Ex-Dämon grinsend.

»Keine Sorge. So weit kann ich mich gerade noch beherrschen.«

»Dann ist es ja gut. Was sollten denn sonst die Leute von uns denken?«

»Sehr richtig. Auf die Leute muß man stets Rücksicht nehmen. Man will ja schließlich nicht in Verruf kommen.«

Ich fuhr ein paar Schleichwege, als der Verkehr dichter wurde und zum Erliegen zu kommen drohte, erreichte die Chichester Road in Paddington und sprang vor dem Haus Nummer 22 erwartungsvoll aus dem Auto.

Als ich Augenblicke später Lance Selby sah, stieß ich überwältigt hervor: »Tatsächlich. Er ist wie neu! Das ist der Lance, der mit mir durch dick und dünn ging.«

»So soll es wieder sein, Tony«, sagte der Parapsychologe und drückte

mir herzlich die Hand.
»Mich freut es, dich wieder an Bord zu haben«, sagte Mr. Silver.
»Sieht er nicht großartig aus?« fragte Vicky Bonney.
»O ja, das tut er«, bestätigte ich.
»Wie steht es mit deiner Erinnerung?« wollte Mr. Silver wissen.
Lance wiegte die rechte Hand hin und her. »Da gibt es noch ein großes schwarzes Loch.«
»Das macht nichts«, sagte ich aufgekratzt. »Es wird sich eines Tages schließen, und wenn nicht, ist es auch kein Malheur. Stoßen wir auf Lances Rückkehr in die Familie an?«
Da niemand etwas dagegen hatte, begab ich mich zur Bar und bereitete die Drinks.
Unsere Freude über Lance Selbys Rückkehr in die Crew war unbeschreiblich. Ich dachte an die vielen Abenteuer, die wir gemeinsam bestritten hatten. Es hatte lange Zeit so ausgesehen, als würde so etwas nie wieder möglich sein.
Aber nun war Lance wieder der alte und voller Tatendrang. Er sagte, er hatte lange rasten müssen, doch diese Zwangspause sei mit dem heutigen Tag zu Ende.
»Wenn ihr mich braucht, stehe ich euch ab sofort wieder zur Verfügung«, bemerkte unser Freund und Nachbar tatendurstig.
»Glaubst du nicht, daß du eventuell ein bißchen eingerostet sein könntest?« fragte Mr. Silver.
Lance sah ihn entschlossen an. »Ich bin in Form. Willst du mich testen?«
Ich lachte. »Lieber nicht, sonst geht hier die Einrichtung drauf.«
Lance Selby kam mir vor wie eine gespannte Stahlfeder. Man brauchte nur auf den entsprechenden Auslöseknopf zu drücken, und unser Freund würde mit gefährlicher Wucht losschnellen.
Er hatte sich an sein erstes Leben nicht erinnern können. Was er von früher wußte, hatten wir ihm erzählt. Wir hatten ihn sehr gründlich informiert, und manchmal hatte ich einen Haß in seinen Augen aufblitzen gesehen, der mich erschreckte.
Irgendwie war Lance anders geworden. Härter, furchtloser, kompromißloser.
Er hatte eine Freundin gehabt, die er mehr als sein Leben liebte: Oda, die weiße Hexe. Es war eine wunderbare Romanze gewesen. Wie Romeo und Julia waren uns Lance und Oda manchmal vorgekommen.
Und nun war Romeo allein.
Weil Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, Oda mit dem Höllenschwert getötet hatte.
»Ich werde hart und gnadenlos gegen die Streiter der Hölle vorgehen!« schwor Lance Selby in diesem Augenblick. »Von mir haben sie keine Schonung zu erwarten, denn ein Schwarzblütler nahm mir

das Liebste, was ich besaß. Die Rache wird von nun an mein Leben bestimmen. Wo immer ich auf Höllenwesen stoße, werde ich unerbittlich zuschlagen. Und niemals… niemals wird Odas Tod gesühnt sein.«

Ich musterte den Parapsychologen besorgt. Seine leidenschaftliche Rede war zwar zu verstehen, aber sie gefiel mir trotzdem nicht.

Wir würden auf Lance aufpassen müssen, damit er sich in seinem Eifer nicht zuviel zumutete. Wenn er die Jagd auf Schwarzblütler nämlich übertrieb, wenn er zu sehr ohne Rücksicht auf Verluste vorging, konnte er sehr leicht zur Gefahr für sich selbst werden.

Er hatte von Vicky Bonney gehört, mit welchen Problemen wir zur Zeit zu kämpfen hatten, und bat mich, die Informationen auf den neuesten Stand zu bringen.

Gespannt und interessiert hörte er mir zu und war bereit, in die Angelegenheit einzusteigen.

Ich nahm sein Angebot aus zwei Gründen an. Erstens wollte ich sehen, wie gut Lance nun tatsächlich wieder zu kämpfen verstand, und zweitens hatten wir ihn dabei auch gleich unter Kontrolle. Es erschien mir als Risiko, ihn jetzt schon eigene Wege gehen zu lassen. Besser war es, wenn wir vorläufig ein Auge auf ihn hatten.

Er machte gewissermaßen erste Gehversuche in seinem zweiten Leben, und die tat er besser unter unserer Aufsicht.

Ich telefonierte in Vicky Bonneys Arbeitszimmer zwanzig Minuten lang in ganz London herum. Vor allem die Reisebüros, die Kenia als Urlaubsziel in ihrem Programm hatten, rief ich an.

Danach wußte ich, was es mit »Green Heaven« auf sich hatte. Das war ein supermodernes Feriendorf nordöstlich von Nairobi. Eine grüne Insel des Friedens. Ein grüner Himmel. *Das* Paradies, versicherte man mir.

Und aus diesem Paradies sollte Marbu kommen? Wollte Rick Stubbs das andeuten? Oder war »Green Heaven« nur ein Ausgangspunkt? War es von dort nicht weit bis zu jenen Eingeborenen, die Marbu verehrten?

Wir würden es herausfinden.

Ich buchte für Lance Selby, Mr. Silver und mich. Als ich meinen Freunden mitteilen wollte, daß sie sich auf eine Reise nach Kenia freuen konnten, läutete das Telefon.

Ich meldete mich - und am anderen Ende weinte ein Mädchen.

»Hallo!« sagte ich drängend. »Wer sind Sie? Würden Sie bitte Ihren Namen nennen?«

Sie brachte ihn nicht heraus. Sie schluchzte nur ununterbrochen und stammelte Wortfragmente.

Schließlich sagte sie: »Wir… wir hätten es nicht tun sollen… Oh, Mr. Ballard, ich bin ja so unglücklich… Wir haben ihn auf dem

Gewissen…«
»Wen? Was ist passiert?«
»Ich werde nie, niemals darüber hinwegkommen. Er ist tot.«
»Wer ist tot?«
»Rick.«
Jetzt wußte ich, daß das Mädchen am anderen Ende Faye Stanford war, die Freundin von Rick Stubbs.
»Rick hat es nicht geschafft, Mr. Ballard. Sie haben ihn mit Ihren vielen Fragen zu sehr angestrengt. Ich hätte es nicht zulassen sollen.«
Ich war mir keiner Schuld bewußt. Die Geräte hatten angezeigt, daß Stubbs den Umständen entsprechend okay gewesen war, als wir ihn verließen.
»Es tut mir leid, Faye«, sagte ich.
»Ist das alles, was Sie dazu zu sagen haben?« schrie sie. »Rick ist tot. Tot! Begreifen Sie, was das für mich heißt? Ich habe ihn verloren. Den einzigen Mann, der jemals gut zu mir war, habe ich für immer verloren.«
»Wenn ich etwas für Sie tun kann…«
Sie wurde hysterisch. Man konnte mit ihr nicht mehr sprechen. Als sie mich einen Mörder nannte, legte ich auf und rief die Harrison-Klinik an.
Ich verlangte Dr. Melvyn Bosley, und als ich Mr. Silver erwähnte, erzielte ich damit bei ihm einen posthypnotischen Effekt. Ansonsten hätte er mir am Telefon mit Sicherheit keine Auskunft gegeben.
Man hatte die Lungenentzündung nicht in den Griff bekommen, aber die eigentliche Todesursache war eine Lungenembolie gewesen. Im Fieber hatte der Patient alle Schläuche und Sonden abgerissen und war aufgestanden.
Bis auf den Flur war er gekommen. Dort war er dann tot zusammengebrochen. Nicht meine Fragen hatten ihm umgebracht, er hatte es selbst getan. Als ich das erfuhr, war ich einigermaßen beruhigt.
Ich verließ Vickys Arbeitszimmer und teilte meinen Freunden mit, was geschehen war. Als ich die Reise nach Kenia erwähnte, schlug das Telefon wieder an.
Ich nahm mir vor, Faye Stanford freundlich und bestimmt über die wahre Todesursache des Afrikaexperten aufzuklären, doch sie befand sich nicht am anderen Ende.
Ein Mann war es. Der sympathische CIA-Agent Noel Bannister. Auch er hatte mir etwas vorzuwerfen: »Hör mal, Tony, von dir hört man ja überhaupt nichts mehr. Ich denke, wir haben eine Vereinbarung getroffen.«
»Haben wir«, erwiderte ich, »und ich stehe selbstverständlich dazu.«
»Ich habe eher den Eindruck, du willst dich vor deiner Aufgabe

drücken.«

»Unsinn, Noel. Ich habe im Moment nur leider sehr wenig Zeit. Du ahnst nicht, was in der jüngsten Vergangenheit alles los war.«

»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte der CIA-Agent sofort verständnisvoll. »In diesem Fall verzeihe ich dir. Ich dachte schon, du hättest uns vergessen.«

»Nicht die Spur. Sobald ich etwas Luft habe, melde ich mich.«

Noel Bannister hatte vor einiger Zeit die Idee geboren, innerhalb des amerikanischen Geheimdienstes eine Sonderabteilung zu schaffen, die immer dann zum Einsatz kommen sollte, wenn der Gegner die schwarze Macht war.

Ich hatte ihm und General Mayne, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, versprochen, die Ausbildung der Spezialagenten zu übernehmen. Meine Erfahrung sollte ihnen vor allem helfen, den Gegner, auf den sie dann später treffen würden, so gut wie möglich kennenzulernen. Mein Know how würde für sie ein gutes Rüstzeug sein.

»Ich habe eine kleine Truppe zusammengestellt«, sagte Noel Bannister. »Die Männer fürchten weder Tod noch Teufel. Dennoch wird nicht jeder für den Spezialjob geeignet sein. Du wirst sie dir ansehen, Tony, und die Spreu vom Weizen trennen.«

Ich würde die Männer von Mr. Silver testen lassen, das war noch besser. Niemand konnte sicherer erkennen, wer sich für den Kampf gegen die finsteren Mächte eignete und wer nicht.

»Ich werde General Mayne noch eine Weile hinhalten«, sagte Noel Bannister. »Er ist zwar schon ein bißchen ungeduldig, aber ich weiß, wie ich ihn packen kann. Meine Männer stehen jedenfalls Gewehr bei Fuß. Du brauchst nur zu kommen. Dann stampfen wir hier eine Abteilung aus dem Boden, die selbst den Teufel das Fürchten lehren wird.«

***

»Green Heaven« wurde von Beth und Richard Matthews, einem britischen Ehepaar, geleitet. Das Feriendorf war eine traumhafte Oase inmitten der Wildnis. Man konnte Tennis und Golf spielen, reiten und auf Tontauben schießen. Es gab einen voll klimatisierten Squash-Block, und diejenigen, die Sport für zu anstrengend hielten, konnten abends ihr Geld im Spielcasino loswerden und tagsüber unter riesigen Sonnenschirmen in bequemen Liegestühlen dösen oder jene Feriengäste beobachten, die sich in den vier verschieden großen Pools tummelten.

Es gab an der großen Bar, deren schilfgedecktes Dach reichlich Schatten spendete, eisgekühlte Longdrinks, die von schlanken Negern in weißen Jacketts gemixt wurden.

Palmen rauschten leise im schwülen Äquatorwind, und exotische Blüten, die in ihrer Farbenpracht nicht zu übertreffen waren, verströmten einen wunderbar würzigen, leicht süßlichen Duft.

Wer einmal hier Urlaub gemacht hatte, der konnte behaupten, tatsächlich im grünen Himmel gewesen zu sein. Was das Herz begehrte, wurde einem hier geboten.

Man brauchte nur eine entsprechend dicke Brieftasche, um sich all das leisten zu können.

Jeder Bungalow war mit Fernsehgerät, Kühlschrank, Telefon und Klimaanlage ausgestattet. Es gab sogar eine eigene TV-Station, die von Richard Matthews betreut wurde.

Er zeigte Videofilme. Am Tag für Kinder, am Abend für die Familie, nach Mitternacht für Erwachsene.

Die neuesten und schärfsten Hardcore-Streifen ließ er sich von Pierre Rochford besorgen. Er verließ sich ganz auf den Geschmack des Franzosen, der ihn noch nie enttäuscht hatte.

Für vergangene Nacht hatte ihm Rochford wieder ein paar »Superbänder« versprochen, aber er war nicht gekommen. So etwas hatte es bisher noch nie gegeben.

Es war schon mal vorgekommen, daß Pierre sich verspätet hatte, weil irgendetwas schiefgelaufen war und seinen Zeitplan durcheinandergebracht hatte.

Aber da hatte er wenigstens angerufen und Bescheid gesagt. Doch diesmal - nichts. Kein Anruf. Die ganze Nacht nicht. Richard Matthews fand das sonderbar.

Er hatte sich mit älteren Pornofilmen geholfen und nur zwei Protestanrufe bekommen. Den anderen Urlaubern hatte die Wiederholung entweder zugesagt, oder sie hatten den Streifen ohnedies noch nicht gesehen, weil sie erst ein paar Tage in »Green Heaven« weilten.

Matthews betrat das Büro seiner Frau. Sie telefonierte gerade mit Nairobi. Er wartete, bis sie das Gespräch beendet hatte, blickte zum Fenster hinaus und betrachtete wohlgefällig zwei Bikinischönheiten, die im gleißenden Sonnenlicht in hochhackigen Schuhen vorbeistelzten.

Er war fünfundvierzig, grau an den Schläfen und mußte ständig auf sein Gewicht achten, um nicht fett zu werden. Beth war vier Jahre jünger, eine blonde, gepflegte Frau, die schon viel Kummer mit ihrem Mann gehabt hatte, denn er konnte nicht treu sein, und manche Urlauberinnen machten es ihm ganz besonders leicht. Da konnte ein Mann wie Richard einfach nicht widerstehen.

»Wenn du dich von den Schönen losreißen würdest, könntest du mir sagen, was du von mir willst«, bemerkte Beth trocken. Sie trug ein Kleid mit Spaghettiträgern, und das Dekolleté war sehenswert.

Ihr Mann drehte sich um. Er lächelte. »Hör mal, Appetit darf ich mir doch wohl noch auswärts holen. Gegessen wird sowieso zu Hause.«
»Tatsächlich? Seit wann?«
»Eine ganze Weile schon. Hat Pierre angerufen?«
»Nein.«
»Dem erzähle ich etwas«, knurrte Richard Matthews. »So versetzt hat er mich noch nie.«
»Wieso versetzt? War er denn noch nicht bei dir?«
»Bei mir? Wieso sollte er bei mir gewesen sein? Er ist ja noch nicht mal in ›Green Heaven‹ eingetroffen.«
»Unsinn. Sein Wagen steht doch vor dem Bungalow.«
»Willst du mich auf den Arm nehmen?« Matthews eilte zum Fenster. Am Ende des Feriendorfs gab es einen kleinen Bungalow, der dem Franzosen zur Verfügung stand.
Und davor stand tatsächlich Rochfords Auto.
»Das begreife ich nicht«, sagte Richard Matthews verwirrt. »Er wollte die Videokassetten noch vor Mitternacht bei mir abliefern, und nun findet er es nicht einmal der Mühe wert, sich zu entschuldigen.«
»Vielleicht ist er krank.«
»Krank«, brummte Richard Matthews, und seine Brauen zogen sich zusammen. »Gesoffen hat er gestern wahrscheinlich zuviel, und heute ist er immer noch so voll, daß er nicht auf die Beine kommt. Was der von mir zu hören kriegt, steckt er sich bestimmt nicht hintern Spiegel.«
Matthews verließ das Büro seiner Frau. Die warme, feuchtschwüle Luft stürzte sich draußen auf ihn und hüllte ihn ein. Obwohl er »Green Heaven« seit sieben Jahren mit seiner Frau leitete, hatte er sich immer noch nicht an das Klima gewöhnt. Schweiß begann auf seiner Stirn zu glänzen.
Eine dicke Frau aus Belgien wollte ihn mit einer Beschwerde aufhalten. Er verwies sie freundlich lächelnd und verständnisvoll nickend an seine Frau.
Er erreichte Pierre Rochfords Wagen und warf einen Blick in das Fahrzeug. Der Zündschlüssel steckte.
Pierre mußte ganz besonders blau gewesen sein. Er schloß sein Auto zwar so gut wie nie ab, doch den Startschlüssel hatte er noch nie abzuziehen vergessen.
Matthews öffnete die Tür auf der Fahrerseite, beugte sich in das Fahrzeug und griff nach dem Schlüssel. Er nahm ihn an sich und schloß den Kofferraum auf.
In einem Kunststoffköfferchen fand er fünf Videokassetten. Erwachsenenfilme mit eindeutigen Titeln. Scharfe Kassettenhüllen versprachen kleine Sensationen.
Matthews schloß das Köfferchen wieder und klemmte es sich unter

den Arm. Nun wollte er den Franzosen zur Rede stellen und von ihm erfahren, warum er die Kassetten nicht, wie versprochen, im TV-Studio abgeliefert hatte.

Er war auf Rochfords Ausrede neugierig. Wenn sie nicht gut war, würde ihm Matthews drohen, sich nach einem zuverlässigeren Mann umzusehen.

Er trat unter das weit vorspringende Dach. Sand knirschte unter seinen Mokassins, als er zur Veranda hochstieg. Er klopfte an die Tür.

»Pierre!«

Keine Reaktion.

Matthews klopfte abermals. »Pierre, ich bin es: Richard.«

Als Rochford ihn nicht einließ, schlossen sich seine Finger um den Türknauf. Er drehte ihn, doch es war abgeschlossen. Er begab sich zu einem der Fenster, schirmte die Augen ab und schaute in den Bungalow. Rochford schien nicht da zu sein. Die Angelegenheit wurde immer mysteriöser. Wieso hatte sich Rochford noch nicht bei ihm gemeldet, wenn er gar nicht in seinem Bungalow war?

Es gab noch einen Hintereingang, aber auch diese Tür war versperrt.

Am liebsten hätte Richard Matthews eines der Fenster eingeschlagen, so wütend war er. Dieser verdammte Franzose glaubte auf einmal, machen zu können, was er wollte. Aber das würde er ihm gründlich abstellen.

Als er auf die Veranda zurückkehrte, erlebte er eine seltsame Überraschung.

Plötzlich stand die Bungalowtür einen Spaltbreit offen.

»Er treibt auch noch seine Späßchen mit mir«, knirschte Matthews. »Na warte, Freundchen. Die Lust am Scherzen wird dir gleich vergehen.«

Grimmig stieß er die Tür auf und trat ein.

»Pierre, komm, laß den Blödsinn! Ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden!«

Hinter Matthews bewegte sich langsam die Tür. Der Engländer hörte es und drehte sich nervös um, aber er sah niemanden. Es mußte der Luftzug sein, der die Tür schloß.

Dumpf fiel sie zu.

Matthews stellte das Köfferchen mit den Videokassetten ab. Lamellenjalousien hingen vor den Fenstern, die zur Sonnenseite gerichtet waren. Ihre Schatten zeichneten ein Streifenmuster auf Boden und Wände.

»Verdammt noch mal, Pierre, so laß doch den Quatsch! Benimm dich wie ein erwachsener Mensch!«

Rochford ließ sich nicht blicken.

»Du willst, daß ich dich suche, he?« fragte Matthews. »Na schön. Aber das eine sage ich dir: Wenn ich dich gefunden habe, schmeiße

ich dich raus. Dann brauchst du dich hier nicht mehr blicken zu lassen. Ist ja idiotisch, wie du dich aufführst.«

Er begab sich in die Kochnische.

Es gab zwar ein Restaurant im »Green Heaven«, in dem man vorzüglich speisen konnte, es gab aber auch einen Supermarkt, in dem man sich selbst versorgen konnte.

Wenn sich Rochford nicht im Eiskasten versteckt hatte, war mit Sicherheit auszuschließen, daß er sich in der Kochnische befand. Matthews öffnete die Tür, die in Bad und Toilette führte.

Nichts.

Als er schließlich das Schlafzimmer betrat, nahm er einen unangenehmen Geruch wahr.

»Das stinkt ja, als wenn Pierre hier eine Leiche versteckt hätte«, sagte der Engländer und rümpfte die Nase.

Es war verrückt, aber er kniete sich neben das Bett und schaute darunter. Nichts. Dennoch beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Was war auf einmal los mit ihm? Hatte er Angst? Wovor fürchtete er sich?

Ein leises Ächzen drang an sein Ohr.

Er richtete sich mit einem jähen Ruck auf und drehte sich erschrocken um. Teufel, dieser Bungalow hatte sich in ein unheimliches Geisterhaus verwandelt.

Die Eingangstür hatte sich von selbst geschlossen, und nun öffnete sich die Tür des Einbauschranks wie von Geisterhand bewegt.

Matthews erhob sich. Obwohl niemand im Raum war, fühlte er sich beobachtet. Er streifte das Fenster mit einem raschen Blick. Dort befand sich niemand.

Aber, verflixt noch mal, wer beobachtete ihn? Und wo steckte der Kerl?

Dieser Gestani…

»Pierre, bist du da drinnen?« fragte Matthews mit kratziger Stimme.

Er näherte sich dem nunmehr offenen Schrank. Seine Spannung wuchs dabei, und er spürte, wie sich seine Nerven strafften. Je näher er dem Schrank kam, desto penetranter wurde der üble Geruch, aber Matthews blieb nicht stehen. Er ging weiter, und er vermeinte in der Tiefe des Schattens, der im Schrank lastete, jemanden zu erkennen.

Pierre Rochford konnte das aber nicht sein. Der hätte den Scherz nicht so weit getrieben. Und der Franzose hätte auch nicht diesen widerlichen Geruch verströmt.

»Okay, Mann! Raus aus dem Schrank!« befahl Richard Matthews scharf. Er bemühte sich, in seiner Stimme keine Furcht mitschwingen zu lassen. »Und lassen Sie sich ja keine Dummheiten einfallen, sonst werde ich ungemütlich.«

Matthews ballte die Hände und wartete.

»Wird's bald?« bellte er in den Schrank, als der Unbekannte keine

Anstalten traf, herauszukommen.

Er hielt den Kerl für einen feigen Dieb, der von ihm eine Tracht Prügel beziehen würde, wenn er nicht um Gnade winselte. Und er würde ihn auf jeden Fall der Polizei übergeben. Solche Ratten, vor denen das Eigentum anderer nicht sicher war, mußte man einsperren, bis sie schwarz wurden.

Ein einziger Dieb konnte »Green Heaven« großen Schaden zufügen. Wenn es sich herumsprach, daß man hier bestohlen wurde, würden die Touristen ausbleiben. Deshalb sollte es für den Kerl, der sich im Schrank verkrochen hatte, kein Pardon geben.

Matthews verlor die Geduld.

Wenn der Dieb nicht freiwillig herauskam, wollte er ihn an den Ohren herausziehen. Seine Hände schossen vorwärts, und er schob die Kleidungsstücke nach links und rechts zur Seite.

Und dann erstarrte er, denn er blickte direkt in die grauenerregendste Fratze, die er je gesehen hatte. Nicht einmal in den Horrorstreifen, die er hin und wieder spätnachts zeigte, gab es solche fürchterlichen Visagen.

In panischem Schrecken faßte sich der Engländer ans Herz und torkelte zwei Schritte zurück, während sich Salvo Randone im Schrank bewegte.

***

Unsere Maschine landete auf dem Flughafen Embakasi. Da Nairobi auf einer Höhe von mehr als 1600 Metern liegt, empfanden wir das Klima als angenehm. Wir spürten die Nähe des Äquators nicht.

Wegen seiner zentralen Lage und der günstigen Verkehrsverbindungen ist Nairobi als Ausgangspunkt für Ostafrikareisen besonders geeignet.

Hier kann man Foto- und Jagdsafaris, Tagesausflüge und Rundfahrten buchen.

Wir wurden von einem dicken grauhaarigen Neger erwartet. Er kümmerte sich um unser Gepäck und führte uns zu einem Kleinbus. Es gehörte zum Service von »Green Heaven«, daß die Urlauber vom Airport abgeholt und am Ende ihrer Ferien dorthin zurückgebracht wurden.

Mit uns waren viele andere Touristen angekommen, doch nur wir wollten in den grünen Himmel kommen.

Der grauhaarige Schwarze überschlug sich vor Freundlichkeit. Er nannte sich Bula. Als ich ihn Rafiki - das heißt auf Suaheli Freund - nannte, schloß er mich ganz besonders in sein Herz. Lance Selby schaute mich verwundert an.

»Du kannst Suaheli?«

»Da staunst du, gelle?« erwiderte ich grinsend.

»Das wußte ich ja gar nicht.«

»Ich auch nicht«, gab ich zurück und lüftete das Geheimnis meiner Bildung. Ich hatte dieses Wort in dem Prospekt gelesen, den man mir aushändigte, als ich den Kenia-Trip bezahlte. Da die Staaten Ostafrikas noch nicht sehr lange selbständig sind, reagieren die Menschen oft empfindlich, wenn sie an die Kolonialzeit erinnert werden. Deshalb wurde im Prospekt dazu geraten, einen Bediensteten nicht Boy, sondern Steward oder Rafiki zu nennen.

Bula redete mit Händen und Füßen. Er machte uns auf diese und jene Sehenswürdigkeiten aufmerksam, während wir uns auf der Fort Hall Road von Nairobi entfernten, und er machte uns auf eine riesige Wildfarm aufmerksam, die viele zoologische Gärten der Welt mit Gnus, Zebras, Antilopen, Büffel und Nashörnern belieferte.

Die Fahrt verlief sehr kurzweilig, denn Bula wußte ständig etwas zu erzählen.

Wir ließen Thika hinter uns, und die Straße wurde bald schlechter. Wir befanden uns jetzt nicht mehr auf der Fort Hall Road, auf der man den Mount Kenya Nationalpark erreichte, sondern auf einer unscheinbaren Nebenstraße, die dem Lauf des Thika-Flusses folgte.

Es war ein Wunder, daß unser schwarzer Fahrer nicht von der Straße abkam, denn er schenkte ihr nur ganz selten Beachtung. Er behauptete, er kenne die Strecke so gut wie kein anderer und könne sie mit verbundenen Augen fahren.

Die Luft flimmerte über der Savanne, und am Himmel kreisten Vögel, die sich bei genauerem Hinsehen als Aasgeier entpuppten. Lance Selby machte Bula auf sie aufmerksam.

Der grauhaarige Neger nickte. »Das ist unsere Gesundheitspolizei. Sie entdecken jeden Tierkadaver und fressen ihn. Nur die Knochen bleiben übrig. So verhindern sie, daß sich im Land eine Seuche ausbreitet.«

»Ich weiß nicht, ich mag sie trotzdem nicht«, sagte Lance Selby.

»Es sind sehr nützliche Tiere«, verteidigte Bula die Aasgeier.

»Da haben Sie durchaus recht, Bula. Mich stört nur, daß sie sich von Aas ernähren. Ich kann's nicht ändern.«

»Da sind noch mehr«, sagte Mr. Silver und wies auf eine dürre, abgestorbene Schirmakazie, auf deren krüppeligen Ästen fünf oder sechs von Lances Lieblingsvögeln saßen.

»Der Tod hat mal wieder den Tisch für sie gedeckt«, bemerkte Lance Selby.

Wir sahen mehrere Geier auf dem Boden hocken. Ihr Hunger war größer als ihre Angst, deshalb ließen sie sich vom näherkommenden Kleinbus nicht verscheuchen. Sie hatten ihre Flügel ausgebreitet, so daß nicht zu erkennen war, über welchem Kadaver sie hockten. Ständig waren sie in Bewegung, und wenn neue Aasgeier

dazukommen wollten, wurden sie von jenen ver jagt, die noch nicht satt waren.

Plötzlich ging ein Ruck durch Mr. Silvers Körper. »Verdammt, dort liegt ein Mensch!«

***

Das hatte es noch nie gegeben: Im Hinterzimmer des verrufensten Etablissements von Nairobi saß eine verdammt gutaussehende Frau, die eine ganz bestimmte Sorte von Männern suchte. Verbrecher mußten es sein. Kerle, die vor nichts Angst hatten und auch vor einem Mord nicht zurückschreckten. Der mieseste Abschaum hatte die größten Chancen, von der jungen Frau akzeptiert zu werden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die ungewöhnliche Nachricht in der Stadt verbreitet. Wer einen gutbezahlten Job suchte und in keiner Hinsicht zimperlich war, hatte die besten Aussichten, von der rotblonden Engländerin, deren Name angeblich Carole McKeag war, in die engere Wahl genommen zu werden.

Manche taten das Ganze als Gerücht ab, doch einige machten sich auf den Weg, um sich die verrückte Lady mal aus der Nähe anzusehen und zu hören, wie ihr Angebot lautete.

Doch bis jetzt hatte die McKeag noch nicht gefunden, was sie suchte. Da waren ein paar Angeber gewesen, die eine große Lippe riskiert hatten, aber die junge Frau hatte sie sehr schnell durchschaut und fortgeschickt.

Sie saß in einem kitschigen Plüschsessel; ein Sektkübel, in dem eine halb volle Flasche steckte, und ein halb volles Glas standen vor ihr.

Der Mann, der ihr im Moment gegenübersaß, konnte sie schlecht schätzen. Ihr Alter mußte irgendwo zwischen zwanzig und dreißig Jahren angesiedelt sein. Ihr Blick verriet, daß sie schon viel gesehen und erlebt hatte.

Kagoma hieß der Mann, der einen gutbezahlten Job gebrauchen konnte. Er war breit in den Schultern und schmal in den Hüften; ein kräftiger Neger, der für Geld alles machte.

Carole McKeag forderte ihn auf, seinen Lebenslauf zu erzählen. Er grinste breit. »Wozu soll das denn gut sein?«

»Sind Sie an einem Job interessiert oder nicht? Wenn nicht, dann stehlen Sie mir nicht meine kostbare Zeit«, sagte die McKeag frostig.

»Verdammt, ich komme mir vor wie ein Schauspieler, der sich um eine Rolle bewirbt.«

»Vielleicht ist es eine Rolle, die Sie von mir übertragen bekommen«, erwiderte Carole McKeag. Die weiße Bluse, die sie anhatte, war leicht transparent, und da sie keinen BH trug, waren Kagomas »Aussichten« nicht übel.

Er machte es kurz mit seinem Lebenslauf, und er ärgerte sich, denn

die McKeag schien überhaupt nicht zuzuhören.
»Verraten Sie mir nun, was für einen Job Sie zu vergeben haben?« fragte er anschließend.
»Ich plane eine große Sache, mit Männern, die jeden, aber auch wirklich jeden Befehl ausführen«, sagte die Engländerin.
Kagoma nickte. »Ich bin Ihr Mann. Vorausgesetzt, Sie verlangen nicht von mir, daß ich mich vom Dach des höchsten Gebäudes unserer Stadt in die Tiefe stürze. Was haben Sie vor?«
»Das werde ich Ihnen bestimmt noch nicht sagen.«
Der Schwarze grinste. »Sie müssen mich erst näher kennenlernen, wie? Ich hoffe, Sie rechnen nicht damit, daß ich Ihnen erzähle, was ich schon alles angestellt habe, ohne daß mich die Behörden erwischten. Sie könnten ein Polizeispitzel sein. Man kann Fremden gegenüber nie vorsichtig genug sein. Und besonders auf der Hut bin ich, wenn sie so gut aussehen wie Sie.«
»Sie sind ein brutaler, grausamer Mensch, Kagoma. Ein herzloser Egoist ohne Freunde. Vier Morde gehen auf Ihr Konto. Eigentlich hätten es fünf sein sollen, aber Ihr fünftes Opfer beging Selbstmord, ehe Sie bei ihm erschienen.«
Kagoma zuckte zurück. Er kniff die Augen mißtrauisch zusammen und zischte: »Wer sind Sie?«
»Ich bin die Frau, die Sie in ihre Dienste stellen wird«, erwiderte die McKeag.
»Sie sind mir nicht ganz geheuer. Woher wissen Sie so gut Bescheid?«
»Keine Sorge, ich will Ihnen daraus keinen Strick drehen. Ich suche Männer wie Sie, das hat man Ihnen doch gesagt.«
»Ja, hat man. Aber nun will ich endlich wissen, was gespielt wird.«
»Das werden Sie noch früh genug erfahren.«
»Verdammt, ich will es jetzt wissen!« herrschte Kagoma die junge Frau an. »Sie lassen sich von mir meinen Lebenslauf erzählen und wissen dabei bestens über mich Bescheid. Ich frage Sie, wieso, und ich rate Ihnen, mich nicht mit irgendeiner billigen Antwort abzuspeisen! Also heraus mit der Sprache! Wer sind Sie? Was wollen Sie? Und was haben Sie vor?«
Er war auf achtzig, aber Carole McKeag hatte keine Angst vor ihm. Ihr Blick war frostklirrend, als sie ihm in die Augen sah. »*Ich* bestimme Zeit und Ort, wo du mehr erfahren wirst!« fuhr sie ihn an.
»Ich kann dich zwingen, zu reden, und ich werde das auch tun«, gab der Neger aggressiv zurück. »Wofür hältst du dich eigentlich, daß du dich dermaßen aufzuplustern wagst? Woher hast du die Informationen über mich? Wer hat mich verpfiffen? Ich will alles wissen, und zwar auf der Stelle, sonst könnte es mir in den Sinn kommen, dir deinen süßen Hals umzudrehen. Ich hab's nämlich nicht so gern, wenn jemand zuviel von mir weiß.«

Sie sagte ihm, er solle seine Adresse hierlassen und verschwinden.
»So redet man nicht mit mir!« schrie er sie an, und dann wollte er sie ohrfeigen, aber das ließ sie nicht zu.
Als er ausholte, wurde er von etwas Unsichtbarem getroffen. Ihm war, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen. Ein fürchterlicher Schmerz durchraste seine Muskeln und zwang sie, sich in Krämpfen zusammenzuziehen.
Kagoma schnellte hoch und brach neben dem Tisch zusammen. Carole McKeag blickte verächtlich auf ihn hinunter. »Wie gefällt dir das?«
Kagoma preßte die Kiefer zusammen. Seine Zähne knirschten hörbar, und Speichel tropfte von seinen Lippen. »Du verfluchtes Stück…«
Er versuchte sich zu erheben. Er schaffte es nur, weil die Frau es zuließ. Eine Pistole steckte in seinem Gürtel, und er war fast verrückt vor Wut und Haß. Darauf kannte er nur eine Antwort: eine Kugel!
Seine Hand zuckte zum Waffenkolben. Blitzschnell riß er die Pistole heraus und richtete sie auf Carole McKeag, die darauf auf ihre Art reagierte.
Und zwar um vieles schneller, als der Gangster feuern konnte.
Er sah, wie ihr Körper erstarrte und von oben bis unten aufriß. Während die Hülle am Tisch sitzenblieb, flitzte eine dunkle Gestalt an Kagoma vorbei.
»Ich bin hier!« kreischte sie, und als der Schwarze herumwirbelte, sah er eine abstoßend häßliche Alte mit grauem, strähnigem Haar und einem Gesicht, das von schwarzen Runzeln bedeckt war.
Kagoma wußte nicht, daß er es mit Magaska, der Feuerhexe, zu tun hatte. Die McKeag war nur Tarnung gewesen. Nun präsentierte sie sich dem Verbrecher so, wie sie wirklich aussah.

***

Salvo Randone zögerte nicht. Er besaß Pierre Rochfords Messer und griff damit Richard Matthews an. Wie ein Kastenteufel schoß der lebende Leichnam aus dem Einbauschrank.
Matthews wich schwankend aus. Das nackte Grauen würgte ihn und machte ihm das Atmen zur Qual. Sein Selbsterhaltungstrieb übernahm das Kommando über den Körper. Er brauchte nicht zu denken, war dazu ohnedies nicht fähig. Er konnte sich nur noch auf seine Reflexe verlassen.
Die blinkende Klinge verfehlte Matthews um Haaresbreite, doch als Randone das Messer nach rechts schwenkte, schnitt er Matthew's Hemd auf.
Die Klinge erwischte nicht nur den Stoff. Matthews spürte einen glühenden Schmerz, der sich quer über seine Brust zog, und als er entsetzt nach unten blickte, sah er Blut.

Sein Blut quoll aus einer langen Wunde!
Er griff an, ohne sich erklären zu können, woher er soviel Mut nahm. Mit beiden Händen packte er die Nachttischlampe und schlug sie dem Zombie gegen den Kopf.
Der Lampenschirm flog davon, landete auf dem Boden und hüpfte wie ein Gummiball in die Ecke neben der Schlafzimmertür. Matthews hörte die Glühbirne zerplatzen und spürte dünnes Glas auf seine Hand regnen.
Randone würde einen Meter zurückgestoßen.
Matthews schlang ihm sogleich das Kabel der Lampe um den Hals. Er sprang dabei hinter den Untoten, damit dieser ihn nicht mit dem Messer treffen konnte.
Für kurze Zeit hatte es den Anschein, als wäre Matthews im Vorteil. Er konnte es selbst nicht glauben, aber Salvo Randone schien sich schwerzutun, das Kabel loszuwerden.
Es war nicht Mordlust, sondern Todesangst, die Richard Matthews zwang, so fest wie nur irgend möglich an den Kabelenden zu zerren, denn ihm war klar, daß er nur dann eine Chance hatte, wenn es ihm gelang, den Schrecklichen, den die Hölle ausgespien haben mußte, zu besiegen.
Schaffte er das nicht, war er verloren.
Seine Brust schmerzte fürchterlich. Jemand schien Pfeffer in die Wunde gestreut zu haben. Er biß die Zähne zusammen, drückte dem lebenden Leichnam das Knie in den Rücken und zerrte weiter am Kabel.
Er versuchte Randone zu Fall zu bringen, doch der Zombie stand bombenfest auf den Beinen. Er bog sich weit zurück und setzte im nächsten Moment wieder das Messer gegen Matthews ein.
Die lange, spitze Klinge traf.
Richard Matthews stieß einen heiseren Schmerzensschrei aus, und sein Griff lockerte sich. Der Untote setzte das Messer ans Kabel und zog durch.
Jetzt war er frei.
Er drehte sich um und starrte sein Opfer grausam an. Doch Matthews gab sich noch nicht geschlagen. Er stürzte sich aufs Bett, krallte die Finger in die Tagesdecke und warf sie dem lebenden Leichnam über den Kopf.
Er hoffte, daß sich Salvo Randone rettungslos darin verstrickte, damit ihm die Möglichkeit geboten war, aus dem Bungalow zu stürmen.
Er wäre ins Büro zurückgerannt und hätte sofort die Polizei alarmiert. »Green Heaven« hatte keine eigene Polizei. Es gab zwar ein paar kräftige Männer, deren Aufgabe es war, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, aber Polizeigewalt hatten sie nicht.
Der Zombie verhedderte sich tatsächlich in der großen Tagesdecke,

aber Matthews schaffte es dennoch nicht, den Bungalow zu verlassen, denn der Untote stieß die Schlafzimmertür mit magischer Kraft zu, und als Matthews den Türknauf berührte, hatte er das Gefühl, von einer Giftschlange gebissen worden zu sein.

Salvo Randone verwirrte den Geist seines Opfers.

Plötzlich glaubte Matthews, es mit zwei Gegnern zu tun zu haben. Der eine befand sich noch unter der Decke, der zweite stand daneben.

Randone warf die Arme hoch, und die Decke fiel hinter ihm zu Boden.

Die beiden Randones rückten zusammen und verschmolzen wieder zu einer grauenerregenden Person.

Für Matthews war das alles zuviel. Die Wunden schmerzten ihn, er blutete, und der Schweiß brannte in seinen Augen. Als Salvo Randone sich langsam in Bewegung setzte, wich Matthews Schritt für Schritt zurück.

Er keuchte schwer, fühlte sich hohl, kraftlos, ausgebrannt. An eine Fortsetzung des Kampfes konnte er nicht mehr denken.

Es gefiel dem Zombie, ihn zum Einbauschrank zu drängen.

Als Salvo Randone mit dem Messer ausholte, trat Matthews einen raschen Schritt zurück und fiel rücklings in den Schrank.

Und Randone folgte ihm…

***

Magaska lachte schrill. Es machte ihr Spaß, wie sie den gefährlichen Mörder ausgetrickst hatte. Er hatte geglaubt, es mit einer ganz gewöhnlichen Frau zu tun zu haben, die er nicht zu fürchten brauchte.

Aber diesmal nutzte ihm seine große Kraft nichts, denn der Magie der Feuerhexe hatte er nichts entgegenzusetzen.

Begreifen konnte er die Situation nicht. Er versuchte einfach damit fertigzuwerden.

Dort am Tisch saß eine aufgebrochene steife Hülle, und vor ihm stand eine entsetzlich aussehende Alte.

Nachdenken durfte er darüber nicht, sonst verlor er dabei den Verstand. Oder hatte er ihn bereits verloren?

»Wer bist du?« stieß Kagoma heiser hervor.

»Mein richtiger Name ist Magaska, und ich werde dich zu meinem Diener machen!« antwortete die Hexe.

»Ich diene niemandem; ich bin mein eigener Herr!« knurrte der Neger und schüttelte trotzig den Kopf.

»Du wirst von nun an nur noch tun, was ich dir befehle!« zischle Magaska.

Verrückt war das. Er besaß doch eine Pistole. Er brauchte nur den Finger zu krümmen, und schob gab es diese häßliche alte Vettel nicht mehr. Wie kam sie dazu, so große Töne zu spucken?

»Du verdammte schwarze Krähe, ich mache dich fertig!« schrie Kagoma und richtete seine Waffe auf die Alte.

Auch sie richtete etwas auf ihn.

Ein kurzer, schwarzer, lächerlicher Stab war es. Er hätte beinahe laut aufgelacht. Was wollte sie denn damit? Ihn verzaubern?

Schluß mit dem Theater, durchzuckte es den breitschultrigen Neger. Egal, was hier lief, er fühlte sich als Herr der Lage und konnte dieses irre Spiel mit einer schnellen Kugel beenden.

Das Ende des Hexenstabes leuchtete hell auf, und als Kagoma den Stecher durchziehen wollte, funktionierte seine Pistole nicht. Der Abzug schien gesperrt zu sein.

So etwas hatte es bei seiner Waffe noch nie gegeben. Sie war sein Arbeitswerkzeug, auf das er gut aufpaßte. Zweimal wöchentlich zerlegte und ölte er sie, damit sie ihn nie im Stich ließ.

»Begreifst du immer noch nicht, was los ist?« fragte Magaska. »Gegen mich kommst du nicht an.«

»Verflucht, was hast du mit meiner Waffe gemacht?«

»Ich habe sie magisch blockiert.«

»Magisch? Du verstehst dich auf Magie?«

»Sehr richtig. Und wenn du klug bist, gibst du auf.«

»Niemals!«

Kaum hatte Kagoma das geschrien, da raste ein Flammenbündel aus dem schwarzen Stab der Hexe. Vor Kagomas fassungslosen Augen verwandelte es sich in eine Feuerhand, die sich um den Lauf seiner Pistole schloß. Er sah das Metall aufglühen, schrie auf und riß seine Hand zurück. Die Feuerfaust erlosch, verpuffte, und mit ihr verschwand auch die Waffe.

Dicke Schweißperlen glänzten auf Kagomas Stirn. »Ich… ich begreife es nicht…«, stammelte er.

»Das ist auch nicht wichtig«, gab die Hexe zurück.

Kagoma hob die Hände. »Ich gebe mich geschlagen.«

»Das genügt mir nicht.«

Er blickte sie verdattert an. »Was willst du noch?«

»Ich will, daß du mir bedingungslos gehorchst, möchte mich völlig auf dich verlassen können, und das kann ich nur, wenn ich dich zum Höllensklaven degradiere. Du wirst keinen eigenen Willen mehr haben. Nur noch mein Wille wird der deine sein. Du wirst sterben, aber dennoch leben…«

»Nein!« stieß Kagoma mit belegter Stimme hervor. »Ich bitte dich um Verzeihung. Wenn ich geahnt hätte, wie stark du bist, hätte ich nie die Hand gegen dich erhoben. Ich werde dein Sklave sein und bedingungslos alle Befehle ausführen.«

»Der Tod wird Leben für dich sein. Ein anderes, besseres Leben. Die Hölle wird sich für dich auf tun, aber nicht, um dich zu verschlingen,

sondern um dich im Augenblick des Todes unsterblich zu machen.«

Kagoma bebte vor Angst. Diese schwarze Hexe konnte sagen, was sie wollte, er wollte trotzdem nicht sterben.

»Bist du bereit?« fragte Magaska.

»Nein!« schrie er bestürzt. »Warte! Ich bitte dich, warte! Laß mich erst noch ein paar Fragen stellen!«

»Dein neues Leben wird dir alle Fragen beantworten«, erwiderte Magaska, und im nächsten Moment sah der Neger auf ihrer linken Hand etwas Gelbes krabbeln. Ein Käfer war es. Ein ekeliges Tier mit grünen Facettenaugen und kräftigen Zangen, die sich jetzt weit auseinanderbogen.

Magaska hatte Salvo Randone die Kraft übertragen, solche Höllenkäfer schaffen zu können. Kagoma würde mit dieser Kraft nicht ausgestattet werden.

Es war möglich, diesen gelben Insekten verschiedene Befehle zu erteilen. Wenn Magaska von dem Käfer verlangt hätte, er solle den Neger töten, hätte das Kerbtier mit seinen scharfen Zangen dafür gesorgt.

Aber das wollte die Hexe nicht.

Sie hatte andere Pläne, deshalb sagte sie: »Mach ihn zu meinem Sklaven!«

Der gelbe Höllenkäfer, so groß wie eine Faust, hob den Flügelschutz und schwirrte brummend auf Kagoma zu. Wie gelähmt stand der Schwarze da. Entsetzt starrte er auf das Insekt.

Er sah die scharfen Zangen, die gegen seine Brust gerichtet waren, spürte einen heftigen Schmerz, und dann war der Käfer verschwunden.

Ein Loch in Kagomas Brust legte Zeugnis davon ab, daß das Ganze nicht nur ein schrecklicher Alptraum gewesen war. Er spürte eine unbeschreibliche Kraft in sich, die alles überdeckte und auslöschte, was ihn bisher ausgefüllt hatte.

Ihm war, als würde der Käfer in seiner Brust explodieren. Eine Detonation erschüttert ihn so sehr, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte.

Etwas raste durch seinen Hals und schoß geradewegs in seinen Kopf. Ihm wurde schwarz vor den Augen, und als er wenige Momente später wieder sehen konnte, hatte er sich verändert.

Ganz deutlich spürte er die Verbindung, die es jetzt zwischen ihm und der Feuerhexe gab. Sie hatte ihn zum Sklaven gemacht, zum willenlosen Werkzeug degradiert.

Nur noch Magaskas Wort hatte Gewicht. Sonst zählte nichts mehr.

»Steh auf!« befahl ihm die Feuerhexe, und er gehorchte sogleich.

Sein Gebrüll war draußen gehört worden, und der Besitzer des Etablissements wollte nach dem rechten sehen.

Magaska flitzte zu der starren Hülle zurück, die nach wie vor am Tisch saß. Sie fuhr hinein und belebte sie, und als sich die Hinterzimmertür öffnete, bewegte sich Carole McKeag wieder.

»Alles in Ordnung?« fragte der magere Sehwarze, in der Tür stehend.

»Ja«, antwortete die junge rotblonde Frau.

»Ich dachte… Weil ich vorhin diesen Schrei…«

»Verschwinde!« knurrte Kagoma, und der magere Mann zog sich sofort wieder zurück.

Carole McKeag erhob sich. »Wir gehen.«

Kagoma nickte stumm.

»Ich könnte noch einen von deiner Sorte gebrauchen«, sagte die McKeag.

»Ich bringe dich zu Tebaza«, antwortete der nunmehr zum Zombie gewordene Neger. »Er wird deinen Anforderungen entsprechen.«

***

Mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Mr. Silver hatte Augen, die so scharf wie die eines Falken waren. Ein Irrtum war also ausgeschlossen - zwischen den Aasgeiern lag ein Mensch!

Ich wandte mich an Bula, unseren Chauffeur. »Halten Sie bitte an, Rafiki.«

»Ein Mensch? Das ist unmöglich!« behauptete Bula. »Was denken Sie, wo Sie sind?«

»Bitte!« Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte fest zu.

Bula brachte den Kleinbus zum Stehen.

Lance Selby stieg als erster aus. Er hob die Arme und stieß ein lautes Gebrüll aus. Die Aasgeier, die auf der dürren Schirmakazie hockten, nahmen kreischend Reißaus, aber die Vögel, die fraßen, nahmen keine Notiz von uns. Immer wieder zuckten ihre Schädel nach unten.

Mir drohte es den Magen umzudrehen.

»Warum lassen Sie die Vögel nicht in Ruhe?« fragte Bula.

Ich schaute ihn entgeistert an. »Das ist nicht Ihr Ernst, Rafiki. Sollten sie tatsächlich ungehindert einen Menschen auffressen?«

Bula blieb dabei, daß dort kein Mensch liegen konnte. Für ihn war es ein Tierkadaver, an dem sich die Aasgeier zu schaffen machten, und das war in Ordnung.

Dagegen hätten auch wir nichts gehabt. Der Natur hatten wir noch nie ins Handwerk gepfuscht, solange sie sich an die Regeln hielt. Aber daß Aasgeier einen Menschen Stück für Stück verschlangen, dagegen hatten wir etwas.

Mr. Silver und ich verließen ebenfalls den Kleinbus. Bula blieb hinter seinem Lenkrad. Er hielt uns wahrscheinlich für verrückt.

Meine Freunde und ich bildeten eine Reihe. Ich befand mich in der Mitte, links von mir ging Mr. Silver, rechts Lance Selby. Es war ein

gutes Gefühl, ihn wieder an der Seite zu haben.
Mr. Silver verlangsamte seinen Schritt. Ich musterte ihn gespannt. »Ist irgend etwas faul?«
»Kann sein«, brummte der Hüne. »Aber ich bin nicht sicher.«
Lance Selby versuchte die Aasgeier mit einem neuerlichen Gebrüll und wilden Armbewegungen zu verscheuchen, doch sie flogen nicht auf.
»Seht euch diese verdammten Biester an!« sagte der Parapsychologe wütend. »Die nehmen mich überhaupt nicht ernst.«
Bula verließ nun doch auch den Kleinbus und rief uns zu, wir sollten zurückkommen, er würde gern weiterfahren.
»Eine Minute, Rafiki!« rief ich zurück. »Nur eine Minute, okay?«
Er hob die Schultern. »Na, meinetwegen.« Er entfernte sich ein paar Schritte vom Bus und setzte sich auf den Boden.
Mir schnürte es die Kehle zu, als ich endlich mit eigenen Augen den Toten sah. Die Geierschnäbel hatten ihn so sehr zugerichtet, daß man ihn nicht mehr identifizieren konnte.
Ekel würgte mich, und obwohl die Aasgeier unschuldige Kreaturen waren, die nichts weiter taten, als ihr Revier zu säubern, haßte ich sie in diesem furchtbaren Moment.
Ich hob einen morschen Ast vom Boden auf und stürmte los. Ich war entschlossen, jeden Vogel, der nicht die Flucht vor mir ergriff, zu erschlagen. Ich weiß, es war nicht richtig, so zu reagieren, aber ich konnte nicht anders. Die Nerven gingen mir beim Anblick des Toten durch.
Ich war noch schätzungsweise zehn Meter von der Leiche entfernt, da passierte etwas, das wahrscheinlich noch nie geschehen war.
Einer der Aasgeier wandte sich gegen mich, flog hoch und griff mich an!

***

Sie hieß Alia und wohnte in der Tumbo Avenue. Sie arbeitete als Animiergirl in einer drittklassigen Bar gleich um die Ecke. Es nannte sich »Safari«, war verrückt dekoriert, und hinter der abenteuerlichen Kulisse blühte der Schwarzhandel mit Fellen und Elfenbein.
Alia wurde nicht nur dafür bezahlt, daß sie nett zu den Gästen war, sondern auch, daß sie den Mund hielt, und sie machte es so wie die berühmten drei Affen: nichts hören, nichts sehen, nichts reden.
Alia war eine Angehörige des Chagassastammes, aber sie sprach so gut wie nie über ihre Herkunft. Sie hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen und in Nairobi ein neues Leben angefangen.
Vor einem Jahr hatte sie Tebaza in der Bar kennengelernt. Einen gewalttätigen Hünen, der ihr zunächst imponierte, weil er sie vor einem Gast beschützte, der mehr von ihr haben wollte, als sie zu

geben bereit gewesen war.

Sie hatte sich für seinen Beistand mit einem Kuß bedankt, ohne zu ahnen, daß dieser Kuß sie zu mehr verpflichten würde.

Aber reichte man Tebaza den kleinen Finger, wollte er die ganze Hand. So war es immer schon gewesen. Doch woher hätte Alia das wissen sollen?

Er kam wieder, und er ging mit ihr nach Hause. Bald wurde er ihr lästig, aber er ließ sich nicht mehr abschütteln, und da er sehr kräftig war, hielt Alia lange Zeit den Mund und hoffte, daß er eines Tages von ihr genug haben und von selbst gehen würde.

Doch diese Freude machte er ihr nicht. Er blieb, wohnte seit neun Monaten bei ihr, und sie hatte auf Umwegen erfahren, daß er sich mit kriminellen Taten sein Geld verdiente. An und für sich hätte das Alia noch nicht abgeschreckt, denn was im »Safari« lief, war ja auch nicht astrein.

Aber Mord…

Jedesmal wenn Tebaza sie berührte, ekelte sie sich vor ihm, doch sie wagte nicht, es sich anmerken zu lassen. Hände, an denen das Blut von Menschen klebte, streichelten sie. Und wenn er manchmal seine Finger um ihren schlanken Hals legte, stand sie Todesängste aus, obwohl es nur Spaß war.

Sie hatte sich schon überlegt, ob sie der Polizei nicht anonym einen Wink geben sollte, aber davon war sie wieder abgekommen, denn sie konnte nichts Konkretes gegen Tebaza vorbringen. Nichts, das der Polizei die Möglichkeit gegeben hätte, Tebaza zu verhaften.

Eine ihrer wahnwitzigsten Ideen war gewesen, einen Detektiv zu engagieren, der Tebaza eines seiner Verbrechen nachwies. Es war nie zur Ausführung dieses Plans gekommen, denn wenn es Tebaza aufgefallen wäre, hätte er sie auf der Stelle umgebracht.

Sie war gezwungen, ihn zu ertragen, solange er das wollte.

Er spielte sich wie ihr Herr auf, und sie war seine Leibeigene. Wenn ihr beim Kochen ein Mißgeschick passierte, schleuderte er voller Wut den Teller gegen die Wand. Wenn sie einmal wagte, nicht seiner Meinung zu sein, verprügelte er sie so sehr, daß sie sich eine Woche lang nicht im »Safari« blicken lassen konnte.

Das Verrückte an dieser Beziehung war, daß Tebaza behauptete, Alia zu lieben. Sie konnte von sich behaupten, daß sie ihn niemals geliebt hatte, weder ganz am Anfang noch jetzt. Doch was zählte sie schon? Auf ihre Gefühle nahm dieser ungehobelte Klotz keine Rücksicht. Es ging alles nach seinem Willen, und fügte sie sich nicht, ließ er seine Fäuste sprechen.

Er hatte gegessen, und diesmal war er mit dem zufrieden gewesen, was Alia gekocht hatte.

Er rülpste laut, schob den Teller von sich, wischte sich mit dem

Handrücken über die wulstigen Lippen und klopfte anschließend auf sein linkes Knie.

»Komm her!« befahl er ihr.

»Sofort. Ich trage nur noch schnell die Teller in die Küche…«

»Du sollst herkommen, habe ich gesagt!«

Alia begab sich zu ihm. Er umfaßte ihre schmale Taille mit beiden Händen und grinste sie an.

»Weißt du, worauf ich jetzt Lust habe?« fragte er.

Sie war nicht in Stimmung, war es bei ihm eigentlich nie.

Er zog sie auf sein Knie, und seine Finger begannen sie abzukrabbeln. Sie würde ihm wieder etwas vorspielen müssen. Die ganze Beziehung war so entsetzlich verlogen, daß sie am liebsten fortgelaufen wäre. Aber wohin? Hier in Nairobi hätte Tebaza sie früher oder später wiedergefunden, und zu ihrem Stamm wollte sie nicht zurückkehren.

Zurück in die Armut, von allen verachtet, weil sie fortgegangen war und das Leben in der Großstadt nicht gemeistert hatte.

Seine Hände berührten und streichelten ihren hübschen festen Busen, und sie tat so, als würde sie es genießen, schloß die Augen und atmete schneller.

Alles nur Show, dachte sie. Hauptsache, er merkt es nicht.

»Das gefällt dir, wie?« fragte Tebaza und lachte verhalten. »Sag schon.«

»Ja. Ja, es gefällt mir.«

»Ich kann mit Weibern umgehen.«

»Du weißt, wie man ein Mädchen scharf macht.«

»Hattest du schon mal einen, der besser war als ich?«

Viele, dachte das Mädchen, aber sie sagte: »Nein, noch nie…«

Es klopfte.

»Verdammt, wer ist das?« fragte Tebaza wütend.

Alia war glücklich über die Störung. »Soll ich nachsehen?«

Tebaza überlegte schnell. »Wir tun so, als wäre niemand zu Hause.«

»Es könnte wichtig für dich sein«, sagte Alia, hoffend, ihn umstimmen zu können.

»Na schön. Aber wenn es nicht wichtig ist, wimmelst du den Kerl ab und schlägst ihm die Tür auf die Nase. *Wir* haben etwas Wichtigeres vor.« Er lachte und kniff sie grob in die Kehrseite. Sie schnellte hoch und verließ das Zimmer.

Abermals klopfte es, und als Alia die Tür öffnete, erblickte sie einen Neger und eine Weiße. Den Schwarzen kannte sie, das war Kagoma. Die rotblonde Frau hatte sie noch nie gesehen.

Es überlief Alia eiskalt, als sie sah, wie Kagoma sie anstarrte. Kein Leben schien in seinen Augen zu sein.

Ein einziges Mal hatte Alia einen Toten gesehen. Es hatte einen schweren Verkehrsunfall in der Gulzaar Street gegeben. Ein junger

Mann war von einem Lkw überfahren worden. Alia erinnerte sich noch genau an den Ausdruck der gebrochenen Augen des Toten, und heute sah sie diesen Ausdruck bei Kagoma wieder.
Aber Kagoma lebte…

***

Der Aasgeier griff mich an. Seine dunklen Augen hatten einen gefährlichen Glanz.
»Magie!« stieß plötzlich Mr. Silver hervor. »Ich spüre es ganz deutlich. Der Tote ist magisch verseucht.«
Da die Aasgeier an dem Leichnam ihren Hunger gestillt hatten, war die Magie nun auch in sie übergegangen. Deshalb reagierten sie anders.
Weit breitete der Vogel seine Schwingen aus und aus seinem Schnabel kam ein aggressives Krächzen. Ich wuchtete mich ihm entgegen, hieb mit dem Ast zu, traf eine Schwinge und federte zur Seite, als das Tier mit seinem blutigen Schnabel nach mir hackte.
Als Lance Selby hörte, was Mr. Silver rief, griff er nach seinem Lederamulett, das er um den Hals trug. Seine Faust lud sich magisch auf, als er die Finger um den dunkelbraunen Lederbeutel schloß. Starke Kräuter, zu einem Pulver zerstampft, befanden sich darin. Sie dienten zur Abwehr des Bösen, und ein geheimes uraltes Mischungsverhältnis sorgte für die magische Wirkung.
Lance eilte mir zu Hilfe.
Ich hatte den Aasgeier direkt über mir und stach mit dem morschen Ast nach oben. Das Holz traf den Körper und brach.
Weitere Geier flogen hoch. Normalerweise griffen sie Menschen nicht an. Auch Tiere nicht. Sie warteten geduldig, bis ihre Zeit gekommen war.
Was lebte, war noch nicht für sie bestimmt.
Aber die geheimnisvolle Magie machte sie angriffslustig und gefährlich. War es möglich, daß der Körper des Toten von der Marbu-Magie verseucht war?
Lance Selby schlug mit der magischen Faust nach dem Aasgeier. Er streifte den gefiederten Körper nur, aber der Vogel kreischte sofort entsetzt auf und ließ von mir ab.
Mr. Silver wehrte die Angriffe mehrerer Aasgeier souverän ab. Sie vermochten ihm nichts anzuhaben. Er brauchte nicht einmal mit ganzer Kraft zu kämpfen, konnte auf die schützende Silberstarre verzichten und brauchte auch seinen tödlichen Feuerblick nicht einzusetzen.
Mit starken Magieschocks jagte er die Aasgeier in die Flucht. Sie stiegen kreischend hoch und suchten schnellstens das Weite. Ich blickte ihnen nach und warf den Aststummel achtlos auf den Boden.

Entspannt atmete ich auf, doch im nächsten Moment zog sich meine Kopfhaut gleich wieder zusammen, denn Bula stieß markerschütternde Schreie aus, und als ich herumfuhr, sah ich, wie der grauhaarige dicke Neger wie von Sinnen um sich schlug.

Geierfänge kratzten ihn blutig. Geierschnäbel hackten auf ihn ein.

»Hilfe!« brüllte der Schwarze und ließ sich fallen. »Helft mir! Sie bringen mich um!«

Zwei Geier befanden sich über ihm, und es nutzte überhaupt nichts, daß er sich auf den Boden geworfen hatte und jetzt strampelnd und heulend hin und her rollte.

Die beiden Aasgeier hätten ihn getötet, wenn Mr. Silver nicht eingegriffen hätte.

Der Ex-Dämon konzentrierte sich auf die aggressiven Vögel. Aus seinen perlmuttfarbenen Augen rasten zwei Feuerlanzen, die die gefiederten Leiber der Tiere durchbohrten.

Die Geier wurden hochgewirbelt, flogen über den Kleinbus hinweg und landeten jenseits der Straße im trockenen Steppengras. Bula schrie und schlug immer noch um sich.

Die panische Angst ließ ihn nicht los. Er dachte wohl, immer noch in Gefahr zu sein. Wir eilten zu ihm und beruhigten ihn. Die Verletzungen waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, aber die Wunden sahen schlimm aus, und das viele Blut machte alles noch viel schrecklicher.

Bula zitterte und weinte.

»Beruhigen Sie sich, Rafiki«, sagte ich. »Es ist vorbei. Sie brauchen sich nicht mehr zu fürchten.«

»Ich habe furchtbare Schmerzen. Überall.«

»Wo ist die Autoapotheke?« wollte Lance Selby wissen.

Bula sagte es ihm, während Mr. Silver und ich ihn in den Schatten des Kleinbusses betteten.

»Wieso haben die Aasgeier uns angegriffen? Das ist gegen ihre Natur«, stöhnte Bula fassungslos. »Wir hätten nicht anhalten sollen…«

»Dort liegt ein Mensch!« sagte ich eindringlich. »Wäre es richtig gewesen, ihn den Aasgeiern zu überlassen?«

Lance Selby kehrte mit der Autoapotheke zurück. Er wusch das Blut mit Wundbenzin ab und träufelte eine blutstillende Flüssigkeit in die Wunden.

Bula knirschte mit den Zähnen. »Diese Teufelsvögel hätten mich getötet, wenn Sie mir nicht geholfen hätten«, bemerkte er erschüttert. »Ich verstehe das nicht. Wieso steht die Welt auf einmal Kopf? Und… liegt dort wirklich ein toter Mensch?«

»Leider ja«, sagte ich, während Lance Selby die Wunden des Schwarzen weiter verarztete. »Wir werden ihn mitnehmen.«

»Mitnehmen«, echote Bula.

»Hier draußen kann er nicht liegen bleiben«, sagte ich. »Den Rest der Strecke wird einer von uns fahren. Ist es noch weit?«

Der Neger schüttelte den Kopf. Ängstlich blickte er an mir vorbei zum Himmel. Er suchte die Aasgeier, aber keiner war mehr zu sehen.

Lance legte Verbände an. Ich war ihm dabei behilflich. Mr. Silver stand neben mir und schaute nachdenklich zu dem Toten hinüber. Magie hatte er gespürt.

Der Mann, auf dem die Aasgeier gehockt waren, mußte das Opfer einer magischen Attacke geworden sein.

Lance packte ein, was er nicht mehr brauchte, und ich richtete Bula vorsichtig auf. Der grauhaarige Neger bedankte sich mehrmals. Mir lag eine heikle Frage auf der Zunge. Eigentlich brannte sie mir schon ein Loch in dieselbe.

»Bula«, sagte ich ernst. »Sie haben gesehen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugeht. Schwarze Magie ist im Spiel. Nur deshalb haben uns die Aasgeier angegriffen.«

Bula musterte mich mit unruhigem Blick. »Ich… ich weiß nichts von schwarzer Magie.«

Er sagte das merkwürdig gepreßt. Rick Stubbs hatte gesagt, die Wurzeln von Marbu würden sich hier in Kenia befinden. Er hatte »Green Heaven« erwähnt, sonst wären wir nicht hier gewesen. Marbu, die gefährliche afrikanische Geheimreligion, mußte in diesem Gebiet ihren Ursprung gehabt haben, und der Kult hatte sich - von hier ausgehend - über den gesamten schwarzen Kontinent ausgebreitet.

Und Bula wollte nichts von schwarzer Magie wissen?

Marbu war die Reinkultur, der Inbegriff schwarzer Magie.

»Rafiki«, sagte ich zu dem Neger.

»Ich glaube, Sie sagen nicht die Wahrheit.«

Seine Augen weiteten sich verblüfft. »Ich verstehe nicht.«

»Es gibt viele Religionen in Afrika«, sagte ich. »Und einige von ihnen haben mit schwarzer Magie zu tun. Sie können mir nicht weismachen, daß Sie das nicht wissen.«

»Nun ja, vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt«, sagte Bula gepreßt. »Natürlich ist mir bekannt, daß es den Begriff schwarze Magie gibt. Ich kann nur nichts damit anfangen.«

»Ist Ihnen jemand bekannt, der damit etwas anfangen kann?« hakte ich nach.

»Nein«, sagte Bula schnell.

»Sie haben Angst, hab' ich recht?«

»Warum setzen wir die Fahrt nicht endlich fort? In ›Green Heaven‹ wird man sich schon Gedanken machen, wo wir so lange bleiben. Nach Bula kann man für gewöhnlich die Uhr stellen. Man behauptet, ich wäre die Pünktlichkeit in Person.«

Er lenkte ab, aber das konnte er mit mir nicht machen. »Ich bin

sicher, Sie haben schon mal vom Marbu-Kult gehört«, sagte ich.
Es zuckte in seinem Gesicht. Für mich hieß das: Ja. Aber er sagte: »Nein.«
»Ich weiß, daß der Marbu-Zauber hier seinen Ursprung hat«, sagte ich energisch. »Und wenn ich, der in England lebt, es weiß, müssen Sie, der hier zu Hause ist, es auch wissen, Rafiki. Warum wollen Sie darüber nicht reden? Ich verspreche Ihnen, niemandem zu erzählen, was Sie mir sagen.«
»Ich möchte weiterfahren«, flehte Bula.
»Wir fahren, sobald ich Ihre Antwort habe. Was wissen Sie über Marbu?«
»Das ist Erpressung!«
Ich versuchte ihn auf alle möglichen Arten zum Reden zu bringen, doch er verriet mir nichts, deshalb beschloß ich, ihn Mr. Silver zu überlassen. Der Ex-Dämon würde ihn mit Sicherheit zum Reden bringen.
Im Moment hatte der Hüne aber mit der Leiche zu tun.

***

Alia ließ Kagoma und die Weiße nicht sofort ein.
»Ist Tebaza da?« fragte der breitschultrige Neger. Seine Stimme hatte einen merkwürdigen Klang. Sie hörte sich hohl an, irgendwie schleppend. Jedes Wort schien Kagoma anzustrengen. Und dazu diese seltsam toten Augen. Alia war nicht geheuer.
»Ja«, antwortete sie.
»Wir müssen ihn sprechen«, sagte Kagoma und trat ein. Er schob Alia einfach zur Seite.
Das Mädchen rechnete mit Ärger. Seit kurzem waren sich Tebaza und Kagoma nicht mehr grün. Es hatte zwischen ihnen einen Streit gegeben. Angeblich hatte Kagoma seinem ehemaligen Freund einen fetten Auftrag weggeschnappt.
Seither herrschte stets dicke Luft, wenn sie einander begegneten.
Carole McKeag trat hinter Kagoma ein.
Im Wohnzimmer erhob sich Tebaza ganz langsam. Seine Augen wurden schmal und die Nasenflügel stellten sich auf. »Was willst du hier?« knurrte er. »Wer ist die Weiße? Warum bringst du sie hierher?«
»Schick Alia fort!« verlangte Kagoma.
»Alia bleibt!« fauchte Tebaza. »Ihr werdet gehen, und zwar auf der Stelle!«
Kagoma wies auf die Weiße. »Ihr Name ist Carole McKeag. Sie sucht Männer wie uns.«
»Davon habe ich gehört. Ich bin nicht interessiert.«
»Das ist unwichtig. Du wirst trotzdem mitmachen«, sagte der Schwarze, den Magaska zum Zombie gemacht hatte.

Carole McKeag wandte sich an Alia. »Geh!«

»Sie haben hier überhaupt nichts zu bestimmen!« schrie Tebaza. »Du bleibst, Alia!«

Geh! Bleib! Alia wußte nicht, was sie tun sollte. Lieber wäre sie gegangen, aber das hätte ihr Tebaza übelgenommen, deshalb verließ sie die Wohnung nicht. Sie wollte von Tebaza nicht wieder verprügelt werden.

Magaska entschied, daß Alia bleiben durfte, aber sie sorgte dafür, daß das Mädchen nicht mitbekam, was sich in ihrer Wohnung ereignete.

Wie eine Statue stand Alia da, konnte sich nicht mehr bewegen, nicht mehr denken, nichts hören oder sehen.

Kagoma sagte: »Dein Leben ist in wenigen Augenblicken zu Ende, Tebaza.«

Der Angesprochene traute seinen Ohren nicht. Das wagte Kagoma vor Zeugen zu behaupten?

»Alia!« rief er. »Hast du das gehört? Er muß verrückt sein!«

»Alia hat nichts gehört«, sagte Carole McKeag ernst. »Ich habe sie paralysiert.«

»So!« höhnte Tebaza. »Du kannst also zaubern. Wie komisch. Ihr zwei scheint euch gesucht und gefunden zu haben. Ihr paßt prima zusammen. Man weiß wirklich nicht, wer der größere Idiot von euch beiden ist.«

Kagoma wollte sich auf Tebaza stürzen, doch Carole McKeag sagte scharf: »Laß ihn!«

Kagoma stand sofort still.

»Sie hat dich gut dressiert. Einen gehorsamen Hund hat sie aus dir gemacht«, spottete Tebaza.

»Auch du wirst mir bedingungslos gehorchen«, sagte Carole McKeag. »Sieh auf den Tisch!«

Tebaza wollte es nicht tun, aber seine Augen richteten sich doch auf den Tisch, und er vermeinte plötzlich, ein Flimmern über seinem Teller zu erkennen.

Etwas Gelbes, Faustgroßes entstand dort. Zuerst war es nur undeutlich zu erkennen, doch sehr schnell wurden die Konturen klar, und dann hatte Tebaza einen häßlichen Käfer vor sich.

»Verflucht, sie kann wirklich zaubern!« entfuhr es Tebaza.

Carole McKeag befahl dem großen Insekt, auch diesen Schwarzen zu ihrem Sklaven zu machen, und das Höllentier schwirrte sofort los.

Tebaza hatte nicht die geringste Chance.

Der Höllenkäfer setzte seine Zangen an, ehe Tebaza sich davor in Sicherheit bringen konnte, und im nächsten Augenblick war er verloren.

Ein teuflisches Trio hatte Kenia kürzlich unsicher gemacht: Salvo

Randone und seine beiden schwarzen Komplizen.
So sollte es wieder sein.
Salvo Randone und seine schwarzen Komplizen… Diesmal als Zombies!

***

Mr. Silver schützte sich mit seiner Abwehrmagie, während er sich der Leiche näherte.
In den tiefen Löchern, die die Geierschnäbel gehackt hatten, begann es leise zu knistern. Funken sprangen über die Wundränder. Die feindliche Magie reagierte auf Mr. Silvers Ausstrahlung.
Er versuchte einzuordnen, was er spürte. Mit Marbu schien das hier nichts zu tun zu haben. Marbu-Magie war anders.
Gelbliche Blitzfasern krochen über den toten Körper, entfernten sich von Mr. Silver und verbargen sich an der Unterseite des Leichnams.
Der Hüne mit den Silberhaaren beugte sich vorsichtig über den Toten. Er streckte die Hände vor, seine Handflächen wiesen nach unten und überzogen sich mit einer dünnen Silberschicht, die Silbermagie abstrahlte.
Der Ex-Dämon ging langsam in die Hocke. Weit waren seine Finger gespreizt. Er konzentrierte sich auf die feindliche Kraft, die er aus dem toten Körper vertreiben wollte, und das Strahlen seiner Hände verdichtete sich.
Je geringer die Distanz zwischen Leiche und Händen wurde, desto heftiger reagierte die gegnerische Magie. Sie brachte den Toten dazu, daß er sich bewegte. Das hieß nun nicht, daß er seine Hände hob oder sich aufrichtete, aber er wurde von der Magie, die sich in ihm befand, heftig geschüttelt.
Immer schneller, immer stärker wurde dieses Schütteln, und es hörte erst auf, als Mr. Silver den Leichnam berührte. Da war es auf einmal schlagartig mit dem Spuk vorbei.
Ein gequältes Röcheln entrang sich der Kehle des Toten, und gleichzeitig sah Mr. Silver, wie knisternde Blitzfasern nach allen Richtungen davonschossen.
Nichts von der feindlichen Magie vermochte sich im Körper des Toten zu halten. Der Mann war entgiftet. Nun konnte nichts mehr passieren.

***

Lance Selby stützte den dicken Neger links, ich rechts. Wir waren dem Verletzten beim Einsteigen behilflich, und während Lance bei Bula blieb, stieg ich wieder aus und begab mich zu Mr. Silver, der sich soeben aufrichtete.
»Marbu?« fragte ich knapp.
Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Nein, Tony. Dieser

bedauernswerte Mann fiel einer anderen Magie zum Opfer.«
»Eine Kraft, die dir bekannt ist? Hattest du möglicherweise schon mal damit zu tun?«
»Kann sein, aber ich weiß es nicht genau. Hilfst du mir mit dem Toten? Oder soll ich ihn allein zum Kleinbus tragen?«
»Ich helfe dir, und hinterher nimmst du dir Bula vor. Er will nicht so recht mit der Sprache heraus. Marbu? Himmel, davon hat er in seinem Leben noch nie gehört. Und dabei schlottert er beinahe vor Angst, wenn man davon redet. Wenn wir Glück haben, bekommen wir von ihm einen wertvollen Hinweis.«
»Laß mich nur machen, Tony«, sagte der Hüne. »Ich bringe sogar Steine zum Reden, wenn es sein muß.«
»Du bist unersetzlich, das wissen wir alle. Wenn du auch noch ein bißchen bescheidener wärst, könnte man dich fast gern haben.«
Wir wurden wieder ernst, als wir uns der Leiche zuwandten.
»Wie lange mag der Mann schon hier liegen?« fragte ich.
»Seit der vergangenen Nacht, nehme ich an«, sagte Mr. Silver.
»Dann können wir uns darauf gefaßt machen, daß wir es hier unter Umständen nicht nur mit Marbu, sondern auch mit dieser unbekannten Magie zu tun kriegen«, brummte ich. »Ich nehme seine Beine.«
Der Ex-Dämon schob seine Hände unter die Arme des Toten, und dann trugen wir ihn zum Kleinbus.
»Er hat kein Gesicht mehr«, stöhnte Bula.
Ich schrieb es den Geiern zu. Wir betteten den Toten auf die Rücksitze, und ich machte Mr. Silver heimlich ein Zeichen, damit er Bula aushorchte, doch bevor der Ex-Dämon damit beginnen konnte, wirbelte hinter uns ein Safaribus den Straßenstaub hoch.
Das Fahrzeug war vollbesetzt mit gutgelaunten Menschen, die so ziemlich alles fotografierten, was ihnen vor die Linse kam. Der Chauffeur kannte unseren Kleinbus und natürlich auch Bula. Er stoppte hinter unserem Fahrzeug und stieg aus. Ein Hut, wie ihn John Wayne getragen hatte, bedeckte seinen Kopf. Den nahm der Schwarze nun ab, und dann wischte er sich den Schweiß mit dem Ärmel seines Khakihemdes von der Stirn.
»Panne?« fragte er und kam auf uns zu.
Als er den bandagierten Bula sah, fragte er, ob wir einen Unfall gehabt hatten. Als er dann auch noch den Toten sah, blieb ihm die Sprache weg.
»Jesus«, konnte er nur noch sagen.
Er warf einen schnellen Blick zurück und hoffte, daß die Urlauber nicht mitbekamen, was für eine makabre Fracht sich in unserem Kleinbus befand.
Sobald er seine Stimme wiederfand, wollte er wissen, was passiert

und wer der Tote sei. Die erste Frage konnten wir ihm beantworten, aber von Magie sprachen wir nicht. Bei der zweiten Frage mußten wir allerdings passen.

»Sind die Geier denn verrückt geworden?« stieß der Chauffeur heiser hervor. »Wieso greifen sie auf einmal Menschen an?«

Ich ging nicht näher darauf ein. Die Touristen wurden unruhig. Die ersten Leute wollten den Safariwagen verlassen. Der Chauffeur schrie: »Im Fahrzeug bleiben! Es geht gleich weiter!« Zu uns gewandt sagte er: »Ich bitte euch, deckt den Toten zu, sonst fallen in meinem Bus ein paar Zartbesaitete in Ohnmacht. Wohin bringt ihr ihn? Am besten nach Thaki.«

»Wir fahren weiter nach ›Green Heaven‹«, sagte Bula.

Sein Kollege schaute ihn entgeistert an. »Bist du verrückt?« stieß er krächzend hervor. »Willst du, daß alle Feriengäste auf der Stelle abreisen?«

»Wir werden ihn ohne Aufsehen in der Krankenstation abliefern«, sagte Bula.

Sein Kollege nahm noch einmal den Hut ab und kratzte sich den Schädel. »Ich hoffe, du weißt, was du tust.«

Er kehrte zu seinem Safaribus zurück und stieg ein. Ich schwang mich hinter das Steuer des Kleinbusses und fuhr los, sobald meine Freunde eingestiegen waren.

»Gibt es auf dieser Strecke irgend etwas Besonderes zu beachten?« fragte ich Bula.

»Wenn Sie auf dieser Straße bleiben, erreichen wir in ungefähr fünfzehn Minuten ›Green Heaven‹«, erklärte mir der Grauhaarige, und so war es dann auch.

Der Safaribus stoppte vor dem Restaurant. Bula sagte mir, wo sich die Krankenstation befand.

Es gab etwa 25 bis 30 Bungalows für Feriengäste in »Green Heaven«. In den restlichen Gebäuden war das Personal untergebracht. Eine weiße, hüfthohe Mauer friedete das ganze Areal ein. Außerhalb war die Savanne mit vielfältigstem Unkraut und stellenweise sehr trockenem Gras, und drinnen sah der kurzgeschorene Rasen wie ein dicht gewebter dunkelgrüner Teppich aus. Reisende, die »Green Heaven« zum erstenmal sahen, hatten das Gefühl, in ein kleines Paradies zu kommen. Ich sah viele glückliche Gesichter, und fröhliche Menschen querten unseren Weg.

Die Aufregung, die wir mit unserer Ankunft auslösten, blieb auf das Personal beschränkt. Man war bestrebt, sie nicht auf die Urlauber übergreifen zu lassen.

Ärzte nahmen sich des verletzten Bula an. Wir sahen seinen Kollegen wieder, und man brachte den Toten in einen abgeschiedenen Raum, den kein Unbefugter betreten durfte. Man verließ sich jedoch nicht auf

das Hinweisschild an der Tür, sondern schloß auch noch sicherheitshalber ab.

Die Leiterin von »Green Heaven« erschien. Wir erfuhren, daß sie Beth Matthews hieß, und sie bat uns, strengstes Stillschweigen über unser Erlebnis zu bewahren.

Es lag natürlich auch nicht in unserem Interesse, die Sache an die große Glocke zu hängen. Schließlich hatten wir nichts davon, sämtliche Urlauber kopfscheu zu machen.

Niemand bekam mit, wie es hinter den Kulissen drunter und drüber ging. Beth Matthews rief von ihrem Büro aus die Polizei an und ließ uns anschließend von einem Bediensteten unseren Bungalow zeigen.

Bereits zwanzig Minuten später traf die Polizei mit einem Hubschrauber ein. Die stählerne Libelle setzte hinter der Krankenstation auf einem weißen Landekreuz auf, und während man den Toten in den Helikopter verfrachtete, wurden wir zur Einvernahme geholt.

Beth Matthews stellte den drei Uniformierten ihr Büro zur Verfügung. Als wir eintraten, saß Bula auf einem Stuhl. Frisch verbunden und neu eingekleidet. Er sah bei weitem nicht mehr so aus, daß man sich Sorgen um ihn machen mußte.

Einer der Beamten schob ihm ein eng beschriebenes Blatt zu. Er las es nicht, griff nach einem Kugelschreiber und unterschrieb seine Aussage.

Da Touristen in Kenia sehr beliebt sind, begegnete man uns mit ausgesuchter Höflichkeit. Bula durfte gehen, und auf dem frei gewordenen Stuhl nahm Lance Selby Platz.

Wir gaben einer nach dem anderen zu Protokoll, was wir erlebt hatten, und da sich unsere Aussagen mit der des Chauffeurs deckten, hatten die Beamten keine weiteren Fragen an uns.

Auch wir unterschrieben unsere Aussagen, und man wünschte uns einen erholsamen Aufenthalt in »Green Heaven«. Aber deswegen waren wir nicht hier.

***

Alia zuckte zusammen. Die Erinnerung setzte sofort ein, und sie blickte sich verwirrt um. Kagoma hatte an ihre Tür geklopft. Er hatte eine Weiße mitgebracht. Zu Tebaza hatten die beiden gewollt, und nun waren alle drei verschwunden.

Alia lauschte. Außer ihr schien sich niemand mehr in der Wohnung zu befinden. Sie fragte sich, wie es möglich war, daß sie nicht bemerkt hatte, daß die drei gegangen waren. Es gab in ihrem Gedächtnis eine Erinnerungslücke. Einige Minuten fehlten ihr. Was war in dieser Zeit passiert? Wieso hatte ihr Verstand ausgehakt?

Sicherheitshalber schaute Alia in sämtliche Nebenräume.

Sie befand sich allein in ihrer Wohnung. Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein, wenn Tebaza nie mehr zu ihr zurückgekehrt wäre.

Wenn sie geahnt hätte, daß ihr größter Wunsch in Erfüllung gehen würde, wäre sie vor Freude an die Decke gesprungen. So nahm sie sich nur einen Drink und nahm verwirrt Platz.

Es beunruhigte sie, nicht zu wissen, was sich in ihrer Wohnung zugetragen hatte.

***

Als es dunkel geworden war, erreichte Salvo Randone ein telepathischer Befehl. Gehorsam entfernte er sich von »Green Heaven«, denn Magaska wollte ihn sehen.

Im Schutz hoher Tropenbüsche und mächtiger alter Bäume fand der Zombie seinen Weg zu ihr.

Sie wartete an einer unübersichtlichen Biegung des Thaki-Flusses. Die Gestalt, in der sie sich versteckte, kannte er nicht, deshalb näherte er sich ihr sehr vorsichtig. Über den Kronen der Bäume, die den Fluß säumten, hing die fahle Sichel des Mondes. Lange Schatten fielen auf den Untoten, über dessen entstelltes Gesicht immer wieder ein nervöses Zucken huschte.

Am Ufer des Flusses stand Carole McKeag und wartete auf das Eintreffen des lebenden Toten. Sie konnte sich darauf verlassen, daß er kommen würde, denn es war ihm nicht möglich, einen ihrer Befehle zu ignorieren.

Salvo Randone machte einen Bogen und pirschte sich lautlos an die Wartende heran, deren Gestalt sich im Wasser widerspiegelte.

Randone nutzte jede Deckung, die sich ihm bot. Bald trennte ihn nur noch ein Baum von der rotblonden Frau. Jetzt sprang er knurrend hinter dem Stamm hervor und bleckte die häßlichen Zähne.

Die Frau wandte sich um, und während sie sich drehte, verwandelte sie sich in Magaska. Der Anblick dieses alten, unansehnlichen Weibes war ihm vertraut. Wenn sich die Feuerhexe nicht zu erkennen gegeben hätte, hätte der Zombie sie mit Sicherheit angegriffen.

So aber ließ er die Messerhand sinken und sagte rauh: »Du hast mich gerufen, hier bin ich.«

Ohne daß sie ihn dazu aufforderte, erzählte er, was er getan hatte.

Es raschelte in den nahen Papyrusstauden. Salvo Randone beobachtete, wie zwei kräftige Neger-Zombies heraustraten und sich neben Magaska aufbauten.

Sie nannte die Namen der beiden und fuhr fort: »Du führst sie an, denn du bist stärker als sie. Als ich dich aus deinem irdischen Grab befreite, stattete ich dich mit Magie aus. Das war nötig, um dich zum Leben zu erwecken. Bei deinen neuen Begleitern ging ich anders vor. Sie waren nicht tot, sondern wurden von Höllenkäfern zu meinen

Sklaven gemacht. So, wie sie mir gehorchen, werden sie auch deine Befehle ausführen.«

Es zuckte wieder in Salvo Randones abstoßendem Gesicht. »Ich hatte in meinem anderen Leben schon vor, ›Green Heaven‹ zu überfallen. Wenn du erlaubst, werden wir es jetzt tun.«

Magaska war damit einverstanden. »Verwüstet das Feriendorf. Tötet so viele Menschen wie möglich, aber nicht alle. Einige sollen erzählen, wie schrecklich ihr gewütet habt.«

Dieser Befehl gefiel Salvo Randone. Er erwähnte ein Versteck in der Nähe.

Man hatte im sechzehnten Jahrhundert am Thaki-Fluß mit dem Bau einer Kirche begonnen. Die Portugiesen waren es gewesen, doch die wilden Tiere, das Fleckfieber und die Malaria hatten verhindert, daß die Kirche jemals fertig wurde.

Nach jahrelangem Ringen mit der Natur und ihren Tücken gaben die Menschen ihr Vorhaben auf und die halbfertige Kirche dem Verfall preis.

In dieser Ruine hatte Salvo Randone mit seinen einstigen Komplizen eine Menge erbeuteter Waffen versteckt und reichlich Munition dazu.

Randone selbst fühlte sich stark genug, um jedem Gegner ohne Waffe zu trotzen, aber seine neuen Begleiter sollten Revolver und Maschinenpistolen benutzen, wenn sie »Green Heaven« überfielen.

Magaska begleitete das neue teuflische Trio zu jener Kirchenruine.

Sie folgten dem Lauf des Flusses, scheuchten Vogelschwärme hoch und Raubtiere aus dem Schilf. Eine Karawane des Schreckens war hier unterwegs.

Eine Hexe und drei Zombies.

Magaskas Ansicht nach gab es auf der ganzen Welt niemanden, der ihnen gefährlich werden konnte.

Sicher, da gab es einige Geisterjäger, die schon so eifrig gewesen waren, daß man ihre Namen sogar in der Hölle kannte, aber die Feuerhexe glaubte nicht, daß sie auch nur einen von ihnen wirklich zu fürchten brauchte.

Jene Schwarzblütler, die von den Dämonenjägern zur Strecke gebracht worden waren, hatten nicht Magaskas Format. Oder sie waren unvorsichtig gewesen. Niemals würde sie so einen Fehler begehen.

Das dumpfe Schnauben eines Nashorns war zu hören, und dann stampfte das schwere Tier, das die tödliche Gefahr gewittert hatte, ängstlich davon.

Allmählich wurde die Vegetation üppiger, das Unterholz dichter. Schlingpflanzen, zum Teil mit Dornen ausgestattet, versuchten die Zombies und die Hexe aufzuhalten.

Aber Salvo Randone ging weiter, und die anderen folgten ihm.

Eine dumpfe, brütende Stille herrschte hier. Es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Ab und zu war ein leises Plätschern oder Glucksen zu vernehmen.

Die drei Untoten stapften durch morastigen Boden. Zwischen großblättrigen Sträuchern schimmerte kurz darauf heller Stein durch.

Sie hatten die Kirchenruine erreicht. Nur noch wenige Schritte trennten die Zombies vom Eingang.

Die Natur hatte sich schon lange wiedergeholt, was der Mensch ihr einst abzuringen versucht hatte. Dichtes Gestrüpp umwucherte die Baufragmente. Kletterpflanzen bedeckten Mauern und Säulen, hatten einen Weg auch in das Innere des Bauwerks gefunden. Jahrhundertelang hatte daran der Zahn der Zeit genagt, und das merkte man überall.

Nachttiere protestierten schreiend, als die schwarzen Wesen ihren Fuß in die Ruine setzten.

Es war eine unheimliche, eine gespenstische Szene. Die Kirche - einst errichtet zu Gottes Ruhm und Ehre - glich eher einem Bauwerk des Teufels.

Den Horrorwesen, die gekommen waren, um die Waffen abzuholen, machte das jedoch nichts aus. Fast hätte man sagen können, sie fühlten sich hier wohl - wenn man bei Zombies überhaupt noch von einem Gefühl sprechen kann.

Ekeliges Getier kroch über den Boden. Welkes Laub raschelte, und dürres Geäst knackte leise. Salvo Randone ging seinen Weg unbeirrt.

Am Ende eines kurzen Ganges mit hohen schmalen Fensteröffnungen führte eine kurze Treppe nach unten. Früher hatte Randone hier entweder eine Fackel angezündet oder eine Taschenlampe eingeschaltet. Das war nun nicht mehr nötig. Er fand seinen Weg auch so, und die anderen folgten ihm.

Am unteren Treppenende angekommen, wandte er sich nach rechts. Durch einen brüchigen Türbogen gelangte er in einen kleinen, feuchten Raum.

Spinnweben strichen über sein angewestes Gesicht. Er wischte sie nicht einmal fort. Einer der Steinquader steckte nur lose in der Mauer. Salvo Randone wußte, in welche Fugen man greifen mußte, um den Stein herausheben zu können.

Augenblicke später polterte er zu Boden, und Randone griff mit beiden Händen in die Öffnung.

Sämtliche Waffen waren in ölgetränkte Tücher gewickelt und extra mit Plastik umhüllt, damit ihnen die Feuchtigkeit jahrelang nichts anhaben konnte.

Salvo Randone holte heraus, was sich im Versteck befand: Revolver, Pistolen, Jagdgewehre, Schrotflinten, Maschinenpistolen… Dazu die Munition.

Er ließ seine Zombie-Komplizen wählen.
Tebaza schob sich zwei Revolver in den Gürtel und griff nach einer UZI-MPi.
Kagoma wählte gleiche Waffen, und sie nahmen Munition mit, soviel sie tragen konnten.
»Das wird einen Feuerzauber geben, der in die Geschichte dieses Landes eingeht«, sagte Magaska triumphierend. »Das Massaker von ›Green Heaven‹.«
Salvo Randone machte sich nicht die Mühe, die restlichen Waffen wieder zu verstecken. Er würde nach dem Überfall mit seinen Höllenkomplizen weiterziehen und andere Gebiete unsicher machen. Es war unwahrscheinlich, daß sie jemals wieder hierher zurückkehren würden.
Sie verließen die Kirchenruine.
Als sie ihren Fuß wieder auf den morastigen Boden setzten, wurden sie urplötzlich von Krokodilen angegriffen. Die geschuppten Tiere waren schon auf sie aufmerksam geworden, als der kleine Trupp die alte Kirche erreichte, und sie hatten sich davor auf die Lauer gelegt.
Hungrig waren die großen Echsen, und sie nahmen jede Gelegenheit wahr, sich sattzufressen. Ob Tier, ob Mensch, niemand war vor ihnen sicher.
Ein vielfaches Fauchen war zu hören, und große Mäuler öffneten sich. Wie Falltüren sahen sie aus, deren Ränder mit unzähligen Nägeln gespickt waren.
Magaska schützte sich mit einer leicht fluoreszierenden Magie. Wie eine helle Aura umfloß die schützende Kraft sie, und jedes Krokodil, das nach ihr schnappte, bekam diese Höllenkraft zu spüren.
Ohne ihr Zutun verendeten die Reptilien, die die Feuerhexe fressen wollten. Aber Magaska blieb nicht passiv. Sie schuf weitere Höllenkäfer und schickte sie los.
»Tötet!« kreischte sie haßerfüllt. »Tötet diese widerlichen Kreaturen!«
Und die gelben Käfer starteten.
Sie rasten auf die Krokodile zu und zerstörten ihr Leben.
Auch Salvo Randone schuf solche Käfer. Er wollte sich so schützen wie Magaska, doch dazu reichte seine Magie nicht. Er mußte erkennen, daß ihm nur ein Bruchteil jener Höllenkräfte zur Verfügung stand, die Magaska besaß.
Niemals würde er sich über sie erheben können. Solange er dieses zweite Leben besaß, würde er ihr gehorchen müssen.
Tebaza und Kagoma ließen ihre Waffen sprechen. Sie feuerten mit den MPis auf die Krokodile und durchbrachen den Ring der geschuppten Bestien.
Hätten sie sich nicht gewehrt, wären die Krokodile in der Lage gewesen, sie zu töten, obgleich sie Zombies waren. Untote wie sie

haben ihren schwachen Punkt. Ohne Kopf zum Beispiel können sie nicht existieren, und wenn ihr Gehirn zerstört ist, sind sie auch vernichtet.

Wären sie gestürzt und vor dem Maul eines Krokodils gelandet, hätte ein einziger Biß genügt, um ihren Kopf vom Rumpf zu trennen.

Ihr Durchbruch gelang.

Sämtliche Krokodile, die am Thaki-Fluß lebten, schienen sich bei der Kirchenruine eingefunden zu haben, und viele von ihnen fanden den Tod.

Plötzlich schrie Tebaza auf.

Das größte, kräftigste und wohl auch erfahrenste Krokodil hatte ihn überlistet. Reglos wie ein Baumstamm hatte es im Schlamm gelegen und gewartet, und als Tebaza nahe genug herangekommen war, schnellte die Riesenechse hoch. Ihre kräftigen Zähne trennten dem Zombie den linken Arm ab.

Das Schuppentier warf sich sofort herum und ergriff mit seiner makabren Beute im Maul die Flucht, doch Magaska ließ es nicht entkommen.

Sie schickte eine Feuerlanze hinter dem Tier her, und das Krokodil existierte Augenblicke später nicht mehr. Aber Tebaza fehlte von nun an ein Arm.

***

Beth Matthews war geschlaucht. An diesem Tag war mehr auf sie eingestürmt als je zuvor, und sie hatte alles allein erledigen müssen, denn ihr Mann hatte sich den ganzen Tag nicht mehr blicken lassen. Sie hatte keine blasse Ahnung, wo sich Richard befand, und darüber ärgerte sie sich maßlos.

Sie wußte nicht einmal, ob er in »Green Heaven« weilte. Sie hatte im Restaurant, im Squash-Center, bei den Tennisplätzen nach ihm gefragt.

Keiner hatte ihn gesehen.

Also war anzunehmen, daß er »Green Heaven« verlassen hatte. Und er hatte es nicht der Mühe wert gefunden, sie davon in Kenntnis zu setzen.

So ging's nun wirklich nicht.

Sie nahm sich vor, auf einer Aussprache zu bestehen und die Arbeitsregeln straffer festzulegen. Das mußte sein, wenn man so ein Unternehmen richtig führen wollte. Bisher hatte sie den Job eher locker erledigt, aber wenn Richard glaubte, immer mehr Arbeit auf sie abwälzen zu können, befand er sich auf dem Holzweg. Sie wollte sich von ihm nicht ausnutzen lassen.

Er spielte den feinen Herrn, amüsierte sich mit den hübschen weiblichen Urlaubsgästen, und sie ließ er die ganze Arbeit tun.

Der Tote… Die Polizei… Der verletzte Bula… Das alles wären zusätzliche Aufregungen für sie gewesen, und das Vertuschen der schrecklichen Sensation hatte sie sehr viel Energie und Schweiß gekostet.

Nun trank sie schwarzen Kaffee, um ihre müden Lebensgeister noch einmal auf Vordermann zu bringen, und dann verließ sie ihr Büro.

Das Flutlicht über den Tennisplätzen machte die Nacht zum Tag. Jetzt war die angenehmste Zeit zum Spielen, und alle Plätze waren besetzt.

In einem der vier Pools tummelten sich Jugendliche, lachten, spritzten, und immer wieder schnitt das schrille Lachen eines Mädchens durch die ansonsten herrschende Stille.

Der Geruch von Holzkohle und gegrilltem Fleisch schwebte über »Green Heaven«. Beth Matthews war froh, daß die Feriengäste nicht mitbekommen hatten, was sich heute alles zugetragen hatte. Die Menschen hatten dafür bezahlt, daß sie hier unbeschwert glücklich sein konnten, und dieses erkaufte Recht wollte Beth für sie wahren.

Klar und rein wirkte der Sternenhimmel. Jeder Stern, selbst der kleinste, schien in dieser Nacht besonders hell zu funkeln. Früher, als Beth und Richard noch nicht verheiratet gewesen waren, hatten sie oft stundenlang zu den Sternen hinaufgesehen und mit offenen Augen schöne Dinge geträumt. Wie alle Verliebten eben. Bedauernd stellte Beth heute bei sich fest, daß von dieser Liebe so gut wie nichts übriggeblieben war.

Beth seufzte tief und fragte sich, wieso Richard nicht einmal angerufen hatte.

Er hatte sich über Pierre Rochford geärgert, weil dieser sich nicht bei ihm gemeldet hatte, selber machte er es aber auch nicht besser.

Pierre… Das war auch so eine Sache. Konnte man sich auf einmal auf niemanden mehr verlassen? Der Franzose hatte neue Videos versprochen, hatte die Kassetten dann aber nicht im TV-Studio abgeliefert. Nach wie vor stand sein Wagen vor seinem Bungalow, doch kein Mensch hatte Pierre heute gesehen.

Und ihren Mann hatte Beth zum letztenmal gesehen, bevor er sich zu Pierres Bungalow begeben hatte. Befand sich Richard etwa immer noch dort?

Den ganzen Tag? Unmöglich, sagte sich Beth, aber ihr suchender Blick pendelte sich auf den Bungalow des Franzosen ein. Irgend etwas lief nicht richtig, und Beth Matthews wollte den mysteriösen Dingen auf den Grund gehen.

Bevor sie es noch merkte, befand sie sich schon auf dem Weg zum Bungalow des Franzosen. Wie ihr Mann, warf auch sie einen Blick in Rochfords Wagen. Dann ging sie weiter und betrat das Gebäude. Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, wollte sie Licht machen.

Sämtliche Bungalows wurden von starken Aggregaten mit Strom versorgt, doch hier war damit irgend etwas nicht in Ordnung. Es gab kein Licht. Beth nahm sich vor, den Elektriker zu informieren.

Sie lauschte.

Stille herrschte im Bungalow. Außer ihr schien niemand da zu sein.

Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Draußen erhellten Gartenleuchten die Wege, und ein wenig Licht davon fand seinen Weg auch in den Bungalow, so daß es nicht stockdunkel war.

Beth entdeckte das Kunststoffköfferchen mit den Erwachsenenfilmen. Pierre hatte also doch welche gebracht, aber nicht im TV-Studio abgeliefert. Merkwürdig.

Die Frau wollte den Bungalow wieder verlassen und die Kassetten ins Studio bringen, wo einer der Angestellten ihren Mann vertrat. Einer Eingebung folgend, blieb sie aber noch.

Irgend etwas riet ihr, sich im Bungalow des Franzosen genauer umzusehen.

Im Schlafzimmer entdeckte sie Kampfspuren. Die Nachttischlampe war kaputt, das Kabel durchgeschnitten, das Bett verschoben, die Tagesdecke lag zusammengeknüllt auf dem Boden.

Hatten Pierre und Richard eine Meinungsverschiedenheit gehabt, die über einen scharfen Wortwechsel hinausgegangen war? Waren sie mit den Fäusten aufeinander losgegangen?

Jetzt erst fiel Beth auf, daß der Einbauschrank offen stand, und…

Beine ragten heraus!

Jemand war hier einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Aber wer? Obwohl Beth am liebsten fluchtartig den Bungalow verlassen hätte, zwang sie sich, auf den Schrank zuzugehen. Die Aufregung ließ sie heftig zittern, und ihr Mund war verkniffen.

Noch ein Toter! dachte sie aufgewühlt.

Je näher sie ihm kam, desto mehr wurde es für sie zur Gewißheit, daß es Richard war, und plötzlich spürte sie ganz deutlich, daß sie ihn immer noch liebte.

Sie beugte sich über ihn.

Nun gab es keinen Zweifel mehr. Es war Richard, und er war seit Stunden tot, das fühlte sie, als sie ihn mit zitternder Hand berührte.

Sie war so fassungslos, so erschüttert, daß sie meinte, ohnmächtig zu werden. Ihre Kehle war eng, sie japste nach Luft, richtete sich, von einem glühenden Seelenschmerz gepeinigt, auf, und heiße Tränen rannen über ihre fahl gewordenen Wangen.

Richard tot! Ermordet! Vielleicht von Pierre Rochford! Beth konnte diesen Wahnsinn nicht begreifen.

Ihr fiel nicht auf, daß hinter ihr das Fenster hochgeschoben wurde: Eine grauenerregende Fratze zeigte sich.

Salvo Randone war zurückgekehrt!

***

Sie hatten dieselben Initialen: H. B. Und sie waren seit Jahren unzertrennliche Freunde - Harry Baker und Hank Bloom. Beide waren in London zu Hause, und Harry Baker verdiente sich als Comic-Strip-Zeichner die ersten Sporen, während Hank Bloom in einer großen Werbeagentur als Texter und Ideenlieferant tätig war. Beide reisten gern, und wenn sie zur selben Zeit Urlaub bekamen, was meistens der Fall war, zog es sie in ferne Länder. Diesmal hatten sie sich für Kenia entschieden und dies nicht bereut.

Da sie beide jung waren und nicht übel aussahen, war in jedem Urlaub auch ein heftiger Flirt drin, über den sie oft noch nach Monaten redeten.

Diesmal hatte Harry Baker, der das bessere Mundwerk hatte, erste Kontakte zu zwei schönen kühlen Blondinen aus Hamburg hergestellt.

Natürlich wußte er schon längst, in welchem Bungalow die deutschen Mädchen wohnten, und nun stand er mit einem klobigen Fernglas am Fenster und schaute zu ihnen hinüber.

Im Raum war es dunkel.

Bloom wollte Licht machen, doch Baker ließ ihn nicht.

»Kommst du dir nicht reichlich albern vor?« fragte Hank Bloom kopfschüttelnd. »Das ist nun schon der dritte Abend, an dem du zu den Mädchen hinübergaffst. Ich dachte bisher, nur alte Männer wären Spanner, aber das war wohl ein Irrtum.«

Baker lachte, aber er setzte das Glas nicht ab. »Das sind zwei besonders anständige Mädchen. Die gehen immer sehr früh ins Bett… Mann! Mann! Soeben kommt Helga aus dem Bad. Im Evaskostüm. *Das* sind Formen. *Die* lasse ich mir gefallen. Meine Güte, Gott hat dieses Mädchen in seiner allerbesten Laune erschaffen. Wie gern wäre ich jetzt das Handtuch, in das sie sich hüllt. Und wo sie sich damit überall ribbelt. Junge, ich werde gleich wahnsinnig.«

»Ich sage dir, es lohnt sich, Zeit und Geld in diese Traummädchen zu investieren«, behauptete der Comic-Strip-Zeichner. »Das wird der ganz große Hammer mit diesen beiden. Jetzt läßt Irmgard die Hüllen fallen. Oho, sie macht das so gekonnt wie eine Striptease-Tänzerin. Fast könnte man meinen, sie weiß, daß ich ihr dabei zusehe. Deshalb zieht sie heute eine ganz besondere Show ab. O Boy, wird mir warm. Ja, Baby, mach weiter so…«

»Sag mal, willst du dich nicht kurz unter die kalte Dusche stellen?« fragte Bloom.

Baker lachte wieder. »Damit du weitergucken kannst, was? Nein, jetzt rühre ich mich von hier nicht weg.«

Bloom war neugierig geworden. Er trat neben seinen Freund. »Leihst du mir mal dein Fernglas?«

»Also doch auch'n Spanner, wie?«

»Wenn du schon soviel Reklame für die Girls machst…«

»Ihre Mutter muß eine Schlange sein. Wie die sich bewegt - einmalig. Jetzt hakt sie den BH-Verschluß auf. Junge, was sie da zu bieten hat, ist nicht von schlechten Eltern.«

»Nun gib schon endlich das Fernglas her!« sagte Hank Bloom und nahm es dem Freund weg.

Baker kicherte und schlug dem Freund auf die Schulter. »Siehst du sie! Ist sie nicht eine Wonne? Ist sie nicht eine Augenweide? Am liebsten würde ich auf der Stelle zu ihr rübergehen. Wer weiß, vielleicht warten die beiden auf so was. Für welche entscheidest du dich? Nimmst du Helga oder Irmgard? Mir ist es egal.«

»Ich nehme beide«, sagte Bloom grinsend. »Weil ich mich nicht entscheiden kann.«

»Das könnte dir so passen«, sagte Baker und riß dem Freund das Fernglas von den Augen. Er bekam gerade noch mit, wie sich Irmgard aus dem kleinen weißen Slip schlängelte.

Aber dann war plötzlich Ende der Vorstellung, denn Helga zog die Übergardinen zu.

»Verdammt und zugenäht!« rief Baker ärgerlich aus. »Welcher Teufel reitet die denn? Wieso zieht sie auf einmal die Vorhänge zu? Das hat sie doch noch nie gemacht. Das sind ja ganz neue Unsitten. Hoffentlich reißen die nicht ein.«

Hank Bloom lachte. »Tröste dich. Im Mitternachtsprogramm des Senders ›Green Heaven‹ bekommst du mehr geboten.«

»Das ist zwar auch nicht übel, aber eben nur Konserve, während Helga und Irmgard live agieren. Was glaubst du, wäre wohl los, wenn die Girls wüßten, was wir schon alles von ihnen gesehen haben?« Baker pfiff durch die Zähne. »Dann würden sie vielleicht nicht mehr so unnahbar sein. Ich meine, wenn wir ohnedies schon jeden Quadratzentimeter ihres Körpers kennen…«

»Kann ich endlich Licht machen?« fragte Bloom. »Ich komme mir hier schon vor wie ein Nachtschattengewächs.«

»Wart' noch einen Augenblick«, antwortete Harry Baker. »Vielleicht gibt in einem anderen Bungalow 'ne aufregende Lady eine Sondervorstellung für uns.«

»Also nein, du bist wirklich unmöglich, Harry«, sagte Bloom lachend.

»Großer Gott!« stieß Harry Baker plötzlich entsetzt hervor. »Da… da passiert etwas Grauenvolles, Hank!«

Er starrte gebannt durch sein Fernglas. Die Lust an den schönen Dingen des Lebens war ihm gründlich vergangen. Er war schwer geschockt, zitterte, und kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren.

»Es… es wird gleich einen Mord geben, Hank!«

»Mach keinen Quatsch!« stieß Bloom heiser hervor.

»Es ist mein vollster Ernst!«

Harry Baker hielt das Fernglas auf Rochfords Bungalow gerichtet. Undeutlich erkannte er darin die Leiterin von »Green Heaven«, und soeben öffnete ein grauenerregendes Wesen, das ein Springmesser in der Hand hielt, das Fenster.

»Diese fürchterliche Fratze!« stöhnte Harry Baker. »Diese Horrorvisage! Wie kann ein Mensch so ein schreckliches Gesicht haben? Er steigt durch das Fenster ein… und Beth Matthews sieht ihn nicht… Ich muß ihr beistehen, muß sie retten…!«

Baker warf das Fernglas in einen Sessel und stürmte aus dem Bungalow.

Bloom kam es so vor, als hätte sein langjähriger Freund den Verstand verloren. Er holte sich das Fernglas und trat ans Fenster, und als er Salvo Randone entdeckte, zweifelte er an seinem eigenen Verstand.

Mit langen Sätzen rannte Harry Baker zu Rochfords Bungalow. Atemlos stieß er die Tür auf.

»Mrs. Matthews!« schrie er. Die Adern traten ihm weit aus dem Hals.

Die Frau zuckte zusammen. Salvo Randone hatte sie immer noch nicht bemerkt.

»Hierher!« schrie Baker. »Schnell!«

»Mein… Mann…« stammelte die Frau, um deren Leben Harry Baker bangte. »Er… ist… tot…«

Sie wird es auch gleich sein! durchzuckte es Baker. Er hatte den Bungalow nicht betreten wollen, doch nun überwand er sich dazu.

Er hetzte durch den Wohnraum, griff nach der Hand der völlig verstörten Frau und riß sie mit sich ins Freie…

***

Bula war unauffindbar. Ich hatte überall nach ihm gefragt, doch niemand konnte mir helfen. Ich nahm an, daß er »Green Heaven« klammheimlich verlassen hatte, damit ich ihm nicht wieder peinliche Fragen über Marbu stellen konnte, die er nicht beantworten wollte.

Ich versuchte andere Bedienstete auszuhorchen, hatte aber auch damit keinen Erfolg.

Und als ich mich bei Beth Matthews nach Paul Bordman erkundigte, setzte sich meine Serie der Erfolglosigkeit fort. Der Schriftsteller war ihr nicht bekannt, hatte keinen Aufenthalt in »Green Heaven« gebucht, ja nicht einmal mit der Leitung des grünen Himmels Kontakt aufgenommen.

Warum hatte uns Rick Stubbs hierher geschickt?

Wenn sich Bula nicht so sonderbar benommen hätte, als ich ihn auf Marbu ansprach, hätte ich denken müssen, auf der falschen Hochzeit zu tanzen.

Aber Bula ließ mich erkennen, daß wir hier doch irgendwie richtig waren. Es mußte eine Spur zu Marbu führen, und die mußten wir um

jeden Preis finden.
Als sich die Dunkelheit über »Green Heaven« legte, suchten Lance Selby, Mr. Silver und ich das Restaurant auf. Nach dem Essen hielten wir so etwas wie Kriegsrat, doch bei dieser Lagebesprechung kam nicht allzuviel heraus.
Im Moment machte uns außer Marbu auch die andere Magie Kopfzerbrechen, der jener Mann zum Opfer gefallen war, den wir bei dem Aasgeier gefunden hatten. Da lief parallel zu Marbu noch irgend etwas anderes, um das wir uns kümmern sollten, wenn wir schon mal hier waren.
Sollte »Green Heaven« ein grüner Himmel bleiben, eine Oase des Friedens und der beschaulichen Erholung, dann mußten wir den schwarzen Umtrieben, denen bereits ein Mensch zum Opfer gefallen war, einen Riegel vorschieben.
Vielleicht hatte es schon mehr Opfer gegeben. Wir wußten es nicht.
Obwohl wir im Restaurant friedlich - wie harmlose Touristen, die nichts weiter als ihre Ruhe im Sinn hatten - beisammensaßen, trugen wir unter den leichten Sommerjacken unsere Waffen. Lance Selby seinen Colt Commander, ich meinen Colt Diamondback. Beide Waffen waren mit geweihten Silberkugeln geladen.
Ich erinnerte mich an einen Spruch, den ich mal in einem Western gehört hatte: »Ob arm, ob reich, Colt macht sie alle gleich - nämlich tot.«
Nun, wir waren alles andere als schießwütige Revolvermänner.
Wenn wir zur Waffe griffen, hatte das einen verdammt triftigen Grund.
Lance Selby trank seinen Scotch aus und bestand darauf, die Rechnung für uns alle zu übernehmen.
»Laßt den Kopf nicht hängen, Freunde«, sagte er, obwohl wir keinen Trost brauchten. »Morgen ist auch noch ein Tag. Wir sind ja eben erst angekommen. Niemand darf von uns erwarten, daß wir gleich am ersten Tag Wunder vollbringen. Wir werden uns akklimatisieren, etwas gegen diese fremde Magie unternehmen und eine Spur finden, die uns zu Marbu führt. Macht euch also keine Sorgen.«
»Tun wir nicht«, brummte Mr. Silver. »Gehen wir?«
»Okay«, sagte ich. »Überschlafen wir alles mal. Vielleicht sind wir morgen ein bißchen klüger. Möglicherweise haben wir heute eine Kleinigkeit übersehen. Sie kann uns schon morgen ins Auge springen.«
Ich erhob mich, und plötzlich war im grünen Himmel der Teufel los!
Man konnte von drei Seiten in das Restaurant gelangen. Diese drei Glastüren flogen plötzlich auf, knallten gegen die Wand und zerbarsten klirrend.
Und dann erschienen Zombies!
Zwei Schwarze, ein Weißer. Weiß war eigentlich nicht die richtige

Bezeichnung für ihn, denn sein abstoßendes, widerliches Gesicht war grau.

Einem der beiden Zombie-Neger fehlte der linke Arm. In seiner rechten Hand hielt er eine UZI-Maschinenpistole, mit der er sogleich das Feuer auf die Anwesenden eröffnete.

Als die MPi zu hämmern begann, brach unter den Feriengästen eine schreckliche Panik aus. Frauen kreischten, Männer schrien. Das Personal warf sich auf den Boden. Tische fielen um. Gäste verschanzten sich dahinter.

Jetzt ratterte auch die zweite Maschinenpistole.

Die Kugeln hieben in Sektkübel, zertrümmerten Flaschen und Gläser, stanzten Löcher in Tische und Stühle und verwandelten Teller in einen Scherbenberg.

Der graugesichtige Zombie hatte keine Waffe in seinen Händen. Dennoch war er der gefährlichste, das erkannte ich in dem Moment, als er einen großen gelben Käfer schuf.

»Töte!« schrie der lebende Leichnam.

Und der Satanskäfer sauste los und suchte sich ein Opfer.

Unbeschreibliche Szenen spielten sich im Restaurant ab.

Als der erste Schuß peitschte, hatten wir uns in Deckung geworfen, und nun versuchte jeder für sich gegen die Zombies anzugehen.

Am anderen Ende von »Green Heaven« gingen Bungalows in Flammen auf. Der Schein der brennenden Häuser erhellte das gesamte Areal.

Mit dem Colt Diamondback in der Faust robbte ich von Deckung zu Deckung. Ich fegte Splitter zur Seite, um mich daran nicht zu verletzen, sah einen Mann, der die entsetzliche nervliche Belastung nicht mehr aushielt und aufsprang.

Wohin wollte er? Alle drei Ausgänge waren von den Zombies besetzt. Er konnte nicht hinaus. Dennoch rannte er schreiend durch den Saal. Plötzlich tauchte ein Käfer auf, schlug in der Luft buchstäblich einen Haken und nahm Kurs auf diesen Mann.

Meine Kopfhaut spannte sich.

Ich richtete mich auf, zielte - was gar nicht so leicht war, denn der verdammte Käfer flog sehr schnell - und drückte ab. Ich hatte nicht viel Zeit gehabt. Der Schuß mußte sitzen. Wenn meine Kugel das Höllenbiest verfehlte, war der Mann verloren, denn für einen zweiten Schuß reichte die Zeit nicht.

Das geweihte Silber hieb in den gelben Körper des Insekts. Der Käfer wurde auseinandergerissen.

Ich hätte beinahe einen Jubelschrei ausgestoßen. Doch der Mann war noch nicht gerettet. Mein Herzschlag setzte aus, als ich an der Wand sah, wie eine MPi-Garbe hinter dem Mann herraste.

»Runter!« brüllte ich. »Deckung!«

Der Mann hörte mich nicht, aber sein Schutzengel rettete ihm das Leben, indem er ihn im allerletzten Augenblick stolpern und stürzen ließ. Kaum lag der Mann auf dem Boden, da hackten die Projektile über ihn hinweg. Anscheinend war er zu erschöpft, um wieder aufzuspringen. Ich bekam ihn jedenfalls nicht wieder zu Gesicht.

Den nächsten Höllenkäfer vernichtete eine von Mr. Silvers Feuerlanzen.

Das schien die Untoten zu beeindrucken. Jedenfalls fielen für ein paar Augenblicke nur die Schüsse, die Lance Selby und ich abfeuerten.

Ich kroch weiter, erreichte eine Säule und richtete mich dahinter vorsichtig auf.

Ich nahm einen der beiden schwarzen Zombies aufs Korn und zog den Stecher durch.

Der Colt Diamondback donnerte los. Das geweihte Silber stieß den Untoten nicht nur zurück, sondern löschte auch sein schwarzes Leben. Polternd fiel die UZI zu Boden, und im nächsten Moment brach auch der Neger zusammen. Damit war eine Fluchtmöglichkeit geschaffen.

Ein Ausgang war nicht mehr besetzt, und alle, die irgendwie auf die Beine kommen konnten, nahmen diese Chance wahr, während wir uns bemühten, ihnen den Rücken zu decken.

Sekunden später waren auch der einarmige und der graugesichtige Zombie nach draußen verschwunden. Ich hörte Schüsse krachen und fragte mich, wieviele Untote es insgesamt gab.

Ich sprang hinter der Säule hervor und rannte zu der Tür, der ich am nächsten war. Der Graugesichtige hatte sie besetzt gehabt. Ein Zombie, der auch Magie einzusetzen wußte. Ich hoffte, ihn stellen und vernichten zu können, bevor er noch mehr Schaden anrichtete.

In großer Eile lud ich meinen Revolver nach, bevor ich das Restaurant verließ.

Draußen war die Panik der Menschen noch größer. Sie kamen aus allen Richtungen, liefen in alle Richtungen.

Ein Mann prallte gegen mich, eine Frau klammerte sich schluchzend an meinen linken Arm und schrie: »Mein Junge! Ich kann meinen Jungen nicht finden!«

Ich hatte keine Zeit, ihr zu helfen. Wichtiger war es, die lebenden Leichen unschädlich zu machen, deshalb schüttelte ich die Frau ab und rannte weiter.

Mr. Silver und Lance Selby hatte ich aus den Augen verloren, aber ich konnte sicher sein, daß sie sich an der Jagd beteiligten.

Tod allen Zombies! So mußte unsere Devise lauten.

***

Vor allem Lance Selby wollte beweisen, daß er nicht eingerostet war. Endlich fand er Gelegenheit, mit den Mächten der Finsternis

abzurechnen.

Und die heutige Abrechnung sollte eine von vielen sein. Immer schon war er ein erbitterter Feind des Bösen gewesen, doch Odas Tod machte ihn noch verbissener.

Er hastete aus dem Restaurant, hörte die Schüsse und lief in diese Richtung. Ganz kurz sah er den einarmigen Untoten. Er schoß sofort, doch die Silberkugel verfehlte ihr Ziel.

Lance lud seine Waffe neu und suchte den schwarzen Zombie. Er sprang über Liegestühle, wich schreienden Menschen aus und jagte sofort wieder eine Kugel durch den Lauf, als er den Einarmigen entdeckte.

Der Untote verschwand hinter dem Squash-Block.

Lance folgte ihm. Er hatte keine Angst, dachte überhaupt nicht an seine eigene Sicherheit. Sein ganzes Denken war nur auf die Jagd ausgerichtet.

Er hörte Mr. Silver hinter sich brüllen. Der Ex-Dämon versuchte Ordnung in das Chaos zu bringen, damit sich die Leute nicht auch noch gegenseitig tottrampelten.

Ein kleiner Löschtrupp bemühte sich, zu verhindern, daß sich der Brand ausbreitete. Sie kämpften gegen ein Übergreifen der Flammen auf Nachbarbungalows an und versuchten das Feuer zu bezwingen. Wasser und Schaumlöschgeräte wurden eingesetzt, doch ein Feuer wie dieses hatte man noch nicht erlebt. Immer wieder loderte es hoch, kaum, daß man glaubte, es eingedämmt zu haben.

Niemand konnte ahnen, daß diesen Brand Magaska gelegt hatte.

Lance Selby trieb den einarmigen Zombie in den Squash-Block.

»Jetzt sitzt du in der Falle!« kreischte der Parapsychologe.

Er wußte nicht, ob sich der graugesichtige Untote auch in diesem Gebäude befand. Wenn ja - um so besser.

Lance zögerte nicht, dem lebenden Leichnam zu folgen. Er gelangte in einen Erfrischungsraum. Über den verwaisten Stühlen und Tischen drehte sich ein großflügeliger Ventilator. Die Mokkamaschine zischte, und aus einem verchromten Zapfhahn lief ständig Bier in ein Glas, das schon lange voll war. Schäumend rann der Gerstensaft auf den Fliesboden.

Lance suchte den einarmigen Zombie.

Das Höllenwesen mußte irgendwo stecken. In Luft hatte er sich bestimmt nicht aufgelöst.

Lance Selby suchte verbissen weiter. Plötzlich vernahm er hinter sich ein knallendes Geräusch. Eine Metalltür war zugefallen. Wie von der Natter gebissen fuhr der Parapsychologe herum - und sah den einarmigen Untoten, die UZI in der Hand.

Lance zielte nicht, schoß einfach, und nun brauchte er viel Glück.

Er *hatte* Glück…

Tebaza wurde gegen die Tür geworfen. Er riß die Arme hoch und ließ die Maschinenpistole fallen. Als er an der Tür langsam nach unten rutschte, kümmerte sich Lance Selby nicht mehr um ihn. Er wußte, daß er den Einarmigen geschafft hatte.

Plötzlich ein dumpfes Brummen!

Und dann tauchte ein Höllenkäfer auf. Auch der graugesichtige Zombie schien sich im Squash-Gebäude zu befinden. Lance wartete. Das gelbe Insekt kam mit weit gespreizten Zangen auf ihn zu.

Diesmal schoß der Parapsychologe nicht sofort. Als der richtige Moment gekommen war, schnellte Lance zur Seite und drehte sich um. Sein Colt Commander schwang mit und krachte einen Herzschlag später.

Und den gefährlichen Satanskäfer gab es nicht mehr.

Nun wollte Lance den Zombie stellen, der den Käfer geschaffen hatte. Er rannte den Korridor entlang und gelangte durch eine andere Tür wieder in den Erfrischungsraum - wo Salvo Randone auf ihn wartete!

***

Mr. Silver hatte alle Hände voll damit zu tun, die Menschen zur Vernunft zu bringen und wenigstens einigermaßen geordnete Verhältnisse zu schaffen. Er setzte dafür alles ein, was er zu bieten hatte, half mit magischer Kraft aus, hypnotisierte, setzte jene, die er unter seine geistige Befehlsgewalt gestellt hatte, als Ordner ein, damit sich diese um ihre Mitmenschen kümmerten.

Der Ex-Dämon fand, daß das ebenso wichtig war wie die Zombie-Jagd, die seiner Ansicht nach bei Tony Ballard und Lance Selby in den besten Händen lag.

Er hatte die feindliche Magie wiedererkannt. Sie hatte sich auch in der Leiche befunden, die sie in der Savanne entdeckt hatten, und sowie sich hier die ersten Anzeichen von Ordnung abzeichneten, wollte sich der Hüne mit den Silberhaaren darum kümmern.

Doch im Augenblick wurde er noch gebraucht…

***

Randone schuf einen neuen Höllenkäfer, den Lance Selby jedoch sofort abschoß. Aber der lebende Leichnam ließ gleich wieder einen Käfer entstehen, und Lance begriff, daß der verdammte Kerl ihm die Kugeln aus der Waffe locken wollte.

Jeder neue Käfer kostete den Parapsychologen eine weitere Silberkugel! Doch das Spiel spielte Lance nicht mit. Nur einmal noch feuerte er auf den Käfer, der ihn attackierte. Danach richtete er die Waffe schneller auf den Untoten, als dieser einen neuen magischen Käfer schaffen konnte.

Der Parapsychologe hatte mit einer Schnelligkeit gehandelt, die nicht zu übertreffen war. Seine Schußhand bewegte sich so rasch, daß man

ihr mit den Augen nicht folgen konnte.

Und die geweihte Silberkugel saß mitten im schwarzen Leben des Zombies!

»Bravo!« gellte plötzlich eine Stimme durch den Erfrischungsraum. »Das hast du großartig gemacht!«

Es war die Stimme einer Frau.

Lance fuhr herum. Er spürte die starke feindliche Magie und drückte gleich wieder ab, doch diesmal klickte die Waffe nur. Er hatte die letzte Silberkugel verfeuert.

Die Alte mit dem grauen, strähnigen Haar starrte ihn durchdringend an.

»Du hast meine Zombies vernichtet!« rief sie anklagend. »Dafür werde ich dich töten!«

»Wer bist du?« fragte Lance heiser.

»Mein Name ist Magaska. Er wird sich für alle Zeiten in deine Seele einbrennen, die ich in die tiefste Verdammnis schicke!« fauchte die gefährliche Hexe. »Ich habe Salvo Randone zum Leben erweckt, weil Asmodis es wollte. Du hast den Untoten ausgelöscht, und nun werde ich dich im Namen der Hölle bestrafen!«

Und die häßliche Hexe richtete ihren magischen Stab auf den Parapsychologen…

***

Nur wenige Minuten, nachdem Harry Baker Beth Matthews gerettet hatte, ging der Höllenzauber los. »Green Heaven«, dieser stille, friedliche Ort, war nicht wiederzuerkennen.

»Feuer! Feuer!« wurde gebrüllt, und Hank Bloom sah aus mehreren Bungalows Flammen schlagen.

Er warf das Fernglas seines Freundes weg und lief aus dem Gebäude, um Harry Baker und Beth Matthews beizustehen, doch kaum war er draußen, da fielen im Restaurant die ersten Schüsse, und Panik kam auf. Bloom wurde in einen Strudel gerissen, der ihn beinahe umgebracht hätte. Etwas krachte gegen ihn, die Beine wurden ihm unter dem Körper weggerissen, und dann wurde ihm schwarz vor den Augen.

Als er zu sich kam, lag er in der Krankenstation, und jemand sagte ihm, sein Arm wäre gebrochen.

»Wo ist mein Freund?« keuchte Bloom. »Harry Baker! Wo ist er?«

Niemand konnte ihm darauf antworten.

»Er hat Mrs. Matthews das Leben gerettet!« sagte Bloom.

»Er ist nicht hier. Es geht ihm bestimmt gut. Beruhigen Sie sich«, wurde ihm gesagt.

Jemand schob ihm den Ärmel seines Sommerpullis hoch, und dann fand eine Kanüle ihren Weg in seine Vene. Ihm wurde warm ums

Herz, und einen Augenblick später entspannte er sich und schlief ein.

***

Ich hatte die Spur der Zombies verloren, kämpfte mich durch die Menschenmenge, und mir kam vor, es wären zehnmal so viele Leute auf den Beinen, als in »Green Heaven« ihren Urlaub verbrachten. Zudem hatte ich kein gutes Gefühl, weil ich nicht wußte, wo sich Lance Selby befand.

Der Parapsychologe hatte sich selbständig gemacht, und das schmeckte mir nicht. Ich stellte mir eine Begegnung zwischen ihm und diesem Untoten vor, der in der Lage war, Höllenkäfer zu schaffen. Mir lief es eiskalt über den Rücken. Würde Lance nach einer so langen Kampfpause eine echte Chance gegen diesen Zombie haben? Daß er mit dem Einarmigen fertigwurde, traute ich ihm ohne weiteres zu. Aber wenn er auf den Zombie stieß, der sich schwarzer Magie zu bedienen wußte…

Man drängte mich ab. Mit Fäusten und Ellenbogen war ich gezwungen, mir einen Weg zu bahnen. Mr. Silver stand wie ein Turm in der Schlacht da. Mit seinen zwei Metern überragte er alle anderen. An ihm orientierte ich mich, auf ihn kämpfte ich mich zu.

»Silver!«

Er drehte sich um.

»Wo ist Lance?« fragte ich.

»Wieso bist du nicht bei ihm?«

»Sag mir, wo er ist, und ich bin schon dort!«

»Er muß im Squash-Block sein.«

Ich kämpfte mich sofort weiter, aber Menschen, die Angst haben, sind verdammt unvernünftig und unberechenbar. Sie schienen in mir einen Feind zu sehen. So kam es mir jedenfalls vor, denn immer wenn ich irgendwo durch wollte, war einer zur Stelle, der sich gegen mich warf.

Aber es ging um Lance Selbys Leben, deshalb ließ ich nicht locker.

***

Magaska kostete ihren Triumph voll aus. Lance Selby war für sie ein lächerlicher Wurm. Er hatte die Zombies geschafft und war mit Salvo Randone fertiggeworden. Er hatte unerhörtes Glück gehabt, doch dieses Glück sollte ihn nun verlassen.

Feuermagie sollte ihm zum Verhängnis werden.

Flammen fächerten aus Magaskas schwarzem Stab und sausten durch den Raum.

Lance ließ den Colt Commander fallen. Die leergeschossene Waffe war nutzlos geworden. Als das Feuer auf ihn zuraste, wich er in Gedankenschnelle aus, doch bei diesem Feuer nutzte kein Fintieren. Es lebte auf eine mysteriöse Weise, und Lance Selby war ihm nur für

einen Sekundenbruchteil entkommen.

Die Flammen flogen nicht weiter, sondern stoppten, kehrten um, teilten sich und griffen den Parapsychologen gleichzeitig an. Dadurch war ihm ein Ausweichen unmöglich.

Er schien verloren zu sein. Die Flammenmagie der Feuerhexe hatte ihn in die Enge getrieben und schachmatt gesetzt.

Von mehreren Seiten hieben die Feuerfäuste auf den Mann ein, und plötzlich geschah etwas, das der Parapsychologe nicht begriff. Es hatte den Anschein, als trüge er in diesem Augenblick größter Gefahr ein mit Abwehrmagie geladenes Kettenhemd. Die Flammenfäuste schlugen dagegen, und er sah, wie sie davon abprallten und erloschen.

Auch Magaska sah es, und sie bekam einen furchtbaren Wutanfall. »Wer bist du?« schrie sie außer sich vor Zorn. »Wieso verstehst du dich mit einer Magie zu schützen, die imstande ist, meiner Kraft zu trotzen?«

Lance wußte es nicht, aber er fühlte sich auf einmal stark und großartig. Mochte der Teufel wissen, wieso, aber er glaubte plötzlich, dieser Feuerhexe ebenbürtig, ja sogar überlegen zu sein.

Magaska war verwirrt. Diese Chance mußte der Parapsychologe nutzen.

Obwohl er nicht wußte, womit er die Hexe vernichten sollte, griff er sie an.

Plötzlich entstanden Feuerbälle in seinen Händen. Er überlegte nicht lange, fragte nicht, woher sie kamen und wieso sie ihm nicht die Haut verbrannten. Er schleuderte sie einfach - und traf Magaska mit beiden Bällen.

Unheimliche Kräfte wirkten auf Magaska ein.

Kräfte, die die Hexe hochhoben.

Sie verlor den Bodenkontakt, schwebte etwa zehn Zentimeter über den Kacheln, gewann rasch an Höhe.

Die geheimnisvolle Kraft, für die Lance Selby selbst keine Erklärung hatte, die aber zweifellos von ihm ausging, hob Magaska immer höher. Gleichzeitig veranlaßte sie den großen Ventilator, sich immer schneller zu drehen.

Magaska begriff, was passieren sollte, und sie unternahm alle Anstrengungen, um es zu verhindern, aber die Glutbälle, die einen Weg in ihren Körper gefunden hatten, schwächten sie, ließen es nicht mehr zu, daß sie ihre Magie entfaltete.

Die Hexe schien an dünnen, unsichtbaren Fäden zu hängen. Immer weiter wurde sie nach oben gezogen, immer näher kam sie dem rasend schnell rotierenden Ventilator. Sie fluchte und kreischte, stieß Verwünschungen aus und rief Asmodis um Hilfe an, doch der Höllenfürst kam nicht. Er überließ sie ihrem Schicksal. Hexen wie sie gab es in der Hölle genug. Sie war ersetzbar. Es lohnte sich die Mühe

nicht, sie zu retten. Im weitesten Sinne hatte sie versagt, und Versager wurden in den Dimensionen der Verdammnis sehr schnell fallengelassen.

Das Ventilatorblatt brachte sie zum Schweigen.

Eine Stichflamme färbte die weiße Decke schwarz. Der Körper, der schwarze Stab - alles verschwand.

Lance Selby hatte die Feuerhexe besiegt, aber es war ein Sieg, den er nicht begreifen konnte.

***

Ich hatte durch die Glastür fassungslos zugesehen. Zuerst hatte ich meinem Freund zu Hilfe eilen wollen, aber dann hatte ich kapiert, daß Lance keine Hilfe brauchte. Mir wurde glasklar, daß ich mir völlig grundlos Sorgen um ihn gemacht hatte. Lance war für den Kampf gegen die finsteren Mächte besser gewappnet als ich.

Als es vorbei war, trat ich ein.

Lance schaute mich fassungslos an.

»Ich hab's gesehen«, sagte ich. »Du warst großartig.«

Mein Freund hob die Hände und sah sie an. »Aber ich verstehe das alles nicht. Der magische Schutz. Die Feuerbälle in meinen Händen… Kannst du mir das erklären, Tony?«

Ich ging auf ihn zu und nickte. »Ja, Lance, ich glaube, ich kann es. Oda hat so gekämpft.«

»Oda ist tot. Mago hat sie vernichtet.«

»Er scheint nur ihren Körper vernichtet zu haben. Ich bin versucht zu glauben, daß ihr Geist noch lebt, Lance, und zwar in dir. Du wurdest zum Greis, bist sogar gestorben - und Oda brauchte einen neuen Körper. Im Augenblick deines Todes stand ihr dein Körper zur Verfügung, und sie übernahm ihn. Sie muß ihre ganze Hexenkraft eingesetzt haben, um den Alterungsprozeß rückgängig zu machen, und nun stellt sie dir diese Kraft für den Kampf gegen das Böse zur Verfügung. Du hast Oda wieder, Lance. Anders zwar, als wir es dir alle gewünscht haben, aber du bist nicht allein. Oda ist bei dir, und ich glaube nicht, daß sie dich jemals verlassen wird.«

Mr. Silver erschien.

Ich weihte ihn in Lance Selbys großes Geheimnis ein.

Zuerst war der Hüne mit den Silberhaaren mächtig erfreut über diese große Überraschung, aber dann wurde er nachdenklich.

»Hast du ein Haar in der Suppe entdeckt?« fragte ich den Ex-Dämon.

Er seufzte. »Und kein kleines. Wenn Mago, der Jäger der abtrünnigen Hexen, erfährt, wie es um unseren Freund bestellt ist, setzt er ihn auf seiner Liste an die oberste Stelle. Und er wird es eines Tages erfahren, darauf könnt ihr Gift nehmen.«

»So ist Silver nun mal«, brummte ich und legte Lance Selby den Arm

um die Schultern. »Er kann es nicht sehen, wenn sich jemand freut, dieser schreckliche Ex-Dämon. Ein ganz kleiner Teufel steckt eben immer noch in ihm…«

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 72 »Sklaven der Satansdroge«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 50 »Als der Silberdämon starb«, und folgende